23/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Blitze im OP

Herzoperation mit neuer Methode

Allein um Kap Hoorn

Exklusivbericht über den bulgarischen Weltumsegler Nikolai Dshambasow

Die Kommissarin

Ursula Karusseit vor der Premiere von „Optimistische Tragödie“

★ Inhalt

Medizin
Neue Operationsmethode am Herzen **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Thema Wasser **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Angola
Bei Schülern in der Huila-Provinz **Seite 16**

Exklusivbericht
Besuch beim Weltumsegler Dshambasow **Seite 18**

Dokumentation
Amerikanische Intellektuelle gegen Sternenkriegskonzeption **Seite 22**

Sport
Den ganzen Tag laufen und nur acht Minuten sitzen ... **Seite 24**

Memoiren
Der Architekt Professor Gerhard Kosel erinnert sich **Seite 26**

Schriftsteller zu Fragen der Zeit (1)
Tschingis Aitmatow eröffnet unsere neue Beitragsfolge **Seite 28**

Theater
Probe zur „Optimistischen Tragödie“ **Seite 30**

Moskauer Skizzen
Das Duncan-Haus **Seite 32**

Erzählung
Iwan Bunin: „Sonnenstich“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Märchenkalender (2)
Die unsterblichen Menschlein **Seite 42**

Völkerschaften
Leserecho – Kalmykische ASSR **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Wirtschaft
Vom Alltag des Parteisekretärs einer sowjetischen Computerfabrik **Seite 46**

Tourismus
Sommerreisen '86 **Seite 52**

Titelfoto:
Alfred Paszkowiak fotografierte die Schauspielerin Ursula Karusseit

Redaktionsschluß für dieses Heft: **4. 11. 1985**

★ Im Blickpunkt

Konferenz

Am 2. November begannen in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft die Bezirksdelegiertenkonferenzen. Bereits in neun Bezirksorganisationen trafen sich am vergangenen Wochenende insgesamt rund 3400 Delegierte, um Bilanz der bisherigen Arbeit zu ziehen, die nächsten Aufgaben zu beraten und die neuen Vorstände zu wählen. An der Konferenz in der Bezirksstadt Frankfurt nahm Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, teil.

Die Beratung habe eindrucksvoll bestätigt, sagte er im Schlußwort, daß die Freundschaftsgesellschaft auch im Oderbezirk ein treuer Helfer der Partei sei. Heute, so betonte der Präsident, gebe es in der DDR keinen Volkswirtschaftszweig und kein Kombinat, die nicht in die sozialistische ökonomische Integration mit der Sowjetunion einbezogen seien. Etwa 350 Kombinate und Forschungseinrichtungen unseres Landes wirkten bereits mit zirka 500 sowjetischen Partnern zusammen. Erich Mückenberger wandte sich besonders an die Mitglieder in den DSF-Kollektiven, im gewerkschaftlichen Wettbewerb zur Erfüllung aller Verträge gegenüber der Sowjetunion mit Pioniergeist voranzugehen, für höchste Qualität und Weltniveau zu sorgen und auch darüber Klarheit zu schaffen, daß zur schöpferischen Atmosphäre in den Kollektiven gehöre, gegen jede Vergeudung von Arbeitszeit und Material anzukämpfen. Es gelte, immer und überall die Vorzüge der sozialistischen Ordnung, die Friedensvorschläge der Sowjetunion zu propagieren und schonungslos die friedensgefährdenden Pläne des Imperialismus zu entlarven.

Im Rechenschaftsbericht hatte der jetzt wiedergewählte Bezirksvorsitzende Prof. Dr. Immo Lieberoth, den wir in einer unserer nächsten FW-Ausgaben näher vorstellen werden, unterstrichen, daß seit der letzten Bezirksdelegiertenkonferenz die Organisation im Oderbezirk um mehr als 23 000 Mitglieder gewachsen sei und heute 245 418 Freunde (43 Prozent der Bevölkerung über 14 Jahre) umfasse. 24 300 von ihnen wirkten als DSF-Gruppenleiter, Leiter von Zirkeln und Mitglieder von Vorständen. Die seit über 16 Jahren bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zum Partnergebiet Witebsk seien enger geworden und hätten an Qualität gewonnen. So gäbe es Erfahrungsaus-

tausch zwischen dem PCK Schwedt und dem Erdölverarbeitungskombinat Nowopolozk, dem Bahnbetriebswerk Frankfurt und dem Eisenbahndepot „Saslonow“ in Orscha, dem VEG Tierproduktion Heinersdorf und dem Sowchos „Ugollowski“.
Und Prof. Dr. Lieberoth sagte weiter: „Mitzuwirken, daß unser sozialistischer Staat weiterhin allseitig gestärkt wird und der Bruderbund mit dem Sowjetvolk als ein entscheidendes Fundament unseres erfolgreichen sozialistischen Weges auch in Zukunft unzerstörbar bleibt, darin sehen die Freunde der Sowjetunion im Oderbezirk ihren wichtigsten Anteil an der Parteitagsvorbereitung.“
In der lebhaften Aussprache berichteten u. a. die Anlagenfahrerin Ilona Peukert (auf unserem Foto mit Präsident Mückenberger und Dr. Peter Zaumseil vom Institut für Halbleiterphysik) über die Arbeit ihrer Jugendbrigade „Juri Gagarin“ im Kaltwalzwerk des EKO Eisenhüttenstadt, über den

an der Oder

Arbeiteraustausch mit Saporoshjer Kollegen: „Unsere Freundschaft wurde zunehmend zur echten Gegenseitigkeit, und auch das wurde uns selbstverständlich. Das soll natürlich nicht heißen, daß wir deutsch-sowjetische Freundschaft sozusagen mit links machen. Im Gegenteil, sie hat einen festen Platz in unserem Brigadealltag.“ Dirk Meyer, Schüler der 12. Klasse an der EOS „Ottomar Geschke“ in Fürstenwalde, bekannte vor den Delegierten, daß wesentlichen Anteil an seinem festen Vorsatz, Offizier unserer Volksarmee zu werden, auch die Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft hatte: „Für mich bedeutete sie von Anfang an mehr, als nur einer weiteren Organisation anzugehören, die für Frieden, Sozialismus und Freundschaft unserer Völker ist. Aus der Geschichte weiß ich, daß die Freundschaft zum Lande Lenins und das feste, unverbrüchliche Bündnis unserer Arbeiterparteien und Staaten zu einer unserer größten Errungenschaften gehört und entsprechend zu wahren, auszubauen und zu schützen ist.“ Die Tierpflegerin Anneliese Gähle aus der LPG Frauhagen-Mürow, Vorsitzende der DSF-Grundeinheit, erklärte, daß sich ihr entschiedenes Bekenntnis zur Sowjetunion durchaus mit der Tatsache vereinbaren lasse, daß sie Christ sei und in die Kirche gehe: „Es kann doch niemals schlecht sein, sich mit der bedeutendsten Friedensmacht unserer Zeit zu verbünden. Das fordert von mir schon die christliche Ethik.“ Sie rief alle Christen auf, die Mitglieder unserer Freundschaftsgesellschaft sind, „noch kampfentschlossener und politisch bewußter für die brüderliche Freundschaft mit der Sowjetunion“ einzutreten und den internationalen Einfluß aller zu stärken, die für den Frieden sind.
Weitere Bezirksdelegiertenkonferenzen finden am 9. November statt.

Horst Goldschmidt (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

„... sobald sie die Massen ergreift!“

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Die „Sozialistische Internationale“ – Vereinigung sozialistischer und sozialdemokratischer Parteien aller Erdteile, Vorsitzender Willy Brandt – fordert in einem „Wiener Appell“ im Namen von Mitgliedern aus rund 50 Staaten den Abbau von Atomwaffen, einen Teststopp für Kernwaffen und das Verbot der Militarisierung des Weltraums.
Die Teilnehmer einer Konferenz namhafter internationaler Wissenschaftler fordern den Verzicht auf den Ersteinsatz von Kernwaffen und ein Moratorium für die Erprobung von Kernsprengkörpern; 105 Nobelpreisträger unterstützen diesen Aufruf aus dem holländischen Maastrich.
Dem internationalen Komitee „Ärzte gegen den Atomtod“ wurde der Friedensnobelpreis verliehen. Der Arzt Bernard Lown erklärt: „Entweder wir leben zusammen oder wir sterben zusammen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Angesichts dieser Tatsache ist es wichtig zu wissen, daß in den fünf Jahren der Existenz von ‚Ärzte gegen den Atomtod‘ das nukleare Wettrüsten nicht abgenommen hat, sondern erschreckender ist als je zuvor.“
Der britische Brigadegeneral a. D. Michael Habottle erklärt: „Das Hauptproblem besteht darin, daß eine Militarisierung des Weltraums eine weitere Ausdehnung von Waffen darstellt, obwohl sie als Schutz mit rein defensivem Charakter angepriesen und vorgestellt wird... Die USA haben den Weg eingeschlagen, die Entwicklung ihrer Waffensysteme auszuweiten und jetzt eine neue Dimension, eben den Weltraum, in diese Entwicklung mit einzubeziehen... ‚S. D. I.‘ macht einen Erstschlag wahrscheinlicher, weil man sich im Glauben wiegen könnte, Interkontinentalraketen aus der Sowjetunion abfangen und zerstören zu können... ‚S. D. I.‘ beschwört eine neue Kriegsgefahr, diesmal vom Weltraum ausgehend.“
Meine Leser, man kann kaum annehmen, daß der frühere britische Brigadegeneral, die Verleiher des Nobelpreises oder die Führer sozialdemokratischer Parteien Kommunisten oder Sowjetfreunde seien. Und die Staaten, in denen Maastrich, Oslo oder London liegen, gehören nicht gerade zum Warschauer Pakt. Wenn 105 Nobelpreisträger in ihrem Appell sagen: „Es gehört Mut dazu, sich in dieser Weise für den Frieden und eine lebensfähige Welt einzusetzen“; wenn Dr. Hans-Joachim Kleist (BRD) vom Komitee „Ärzte gegen den Atomtod“ sagt: „Zur Zeit liegt der Schwerpunkt unserer Aufklärungsarbeit darin, der Öffentlichkeit in allen Teilen der Welt klarzumachen, daß ein Teststopp heute durchaus überprüfbar ist, und daß es nur an politischem Willen fehlt, wenn man zur Zeit nein sagt... Wir sind, glaube ich, alle gegen einen Atomkrieg, aber es gibt immer noch zu wenige Leute, die etwas dagegen tun“: Dann ergeben sich daraus drei Erkenntnisse.
Einmal: Der Boden für eine Koalition der Vernunft ist vorhanden. „Entweder wir leben zusammen oder wir sterben zusammen!“ Was anders bedeutet das als Übereinstimmung mit unserer These: Zur friedlichen Koexistenz gibt es keine vernünftige Alternative! Zum anderen: Die Äußerungen dieser oder anderer Nicht-Kommunisten, ja Antikommunisten beantworten indirekt, w o „der politische Wille fehlt“ (denn die Sowjetunion hat Vorschläge über Vorschläge gemacht und Vorleistungen über Vorleistungen erbracht); w o „Mut“ dazu gehört, „sich für den Frieden und eine lebensfähige Welt einzusetzen“ (in den sozialistischen Staaten ist der Friedenskampf in Wort und Produktionstat allumfassend).
Schließlich: w o es „zu wenige Leute gibt, die etwas tun“. In westlichen Medien ergehen sich viele in einer Wiedergabe der Anhäufung von Verleumdungen der Sowjetunion, Verfälschungen von Rüstungszahlen. Nach oben, wenn es um den Osten, nach unten, wenn es um den Westen geht – bis zur doppelzüngigen US-Interpretation von Verträgen und dem tolldreisten Märchen des Herrn Todenhöfer aus Bonn, die DDR beteilige sich an einem Weltraumwaffenprogramm der UdSSR.
Wenn es nur um eine Auseinandersetzung zwischen ein paar Schwachsinnigen und der großen Koalition der Vernunft ginge, würde es genügen, solche gezielten Brunnenvergiftungen „niedriger zu hängen“.
Aber Europa ist „für eine Politik der Gewalt nun wirklich zu klein und zu zerbrechlich, wie übrigens auch unser ganzer Planet Erde“ (so drückte es Michail Gorbatschow im französischen Fernsehen aus).
Die Gefahren haben sich erhöht, aber auch die Möglichkeiten, sie abzuwenden, haben sich erhöht, sagte Erich Honecker auf dem 10. Plenum. Das heißt: Wenn wir den Dialog suchen mit jedem, der keinen „Krieg der Sterne“ will, sondern den Frieden der Sterne, kein irdisches Inferno mit dem Ende von Zeit und Raum, sondern Leben, dann bedeutet das keine Aufhebung der Klassenfrage. Wenn aber jeder Winkel der Erde vernichtet werden kann, dann macht das Ausmaß der Gefahr Menschen in jedem Winkel der Erde hellhörig und somit einer Koalition der Vernunft geneigt.

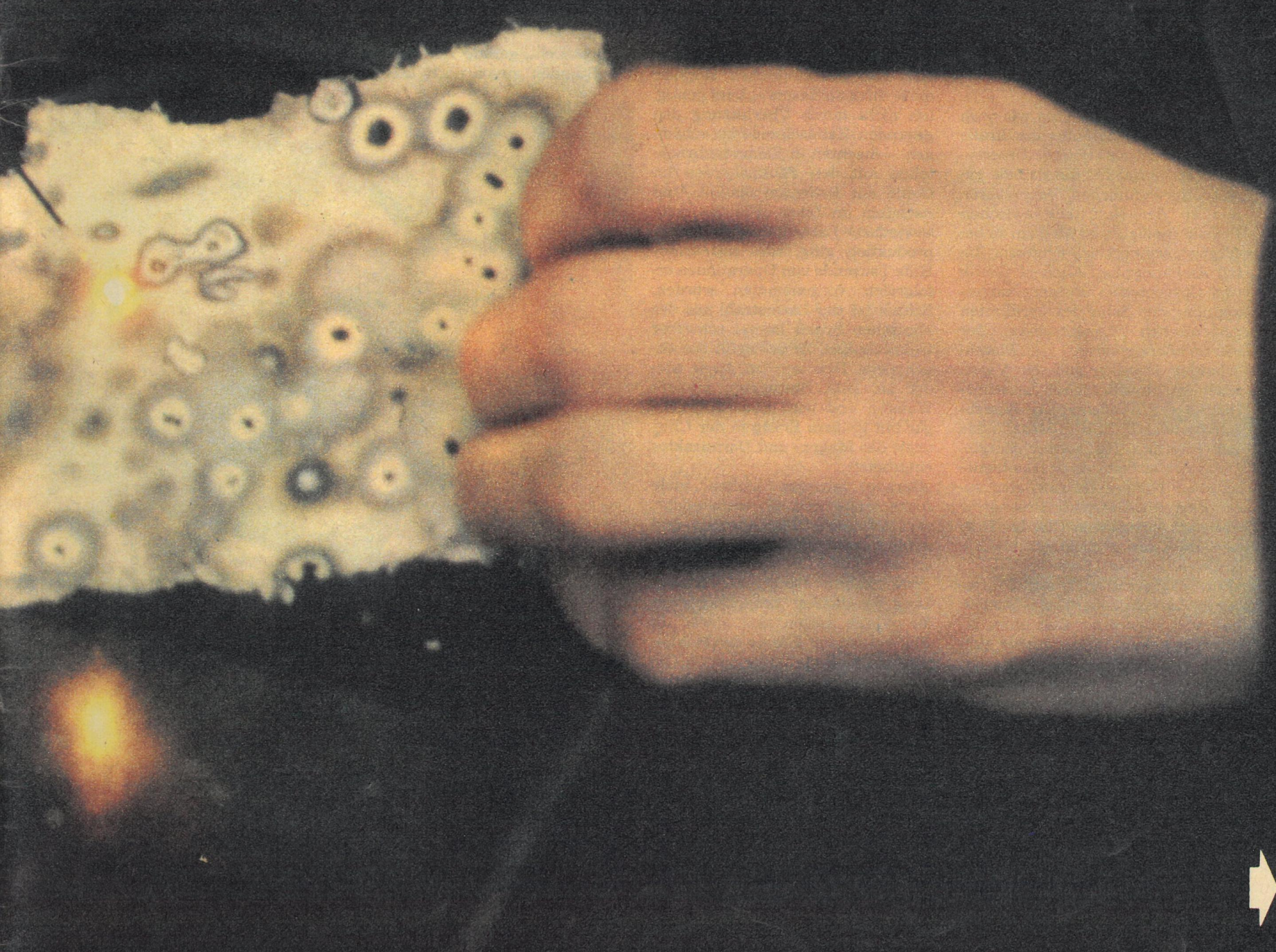
Schon 1976, auf der Berliner Konferenz der Kommunistischen und Arbeiterparteien Europas, wurde festgestellt: „Die Kommunistischen Parteien betrachten nicht alle, die mit ihrer Politik nicht übereinstimmen oder eine kritische Haltung zu ihrer Tätigkeit einnehmen, als Antikommunisten.“ Auf der Sofioter Tagung der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages erklärten die höchsten Repräsentanten die Bereitschaft ihrer Länder, mit allen friedliebenden Kräften ohne Vorbedingungen zusammenzuwirken, um die Kriegsgefahr zu beseitigen, die Entspannung neu zu beleben und den Weg zu dauerhaftem Frieden und Zusammenarbeit frei zu machen.
Das zielt auf ein antinukleares Bündnis bisher ungeahnter Breite – zur Unterstützung der Politik: Dialog statt Spannung, Kooperation statt Konfrontation. Das ist die abgestimmte Politik der sozialistischen Staaten. Und sie stößt, wie wir gesehen haben, auf immer mehr Verständnis, findet immer mehr Unterstützung. Auch hier gilt das Wort von Marx: „Die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift!“

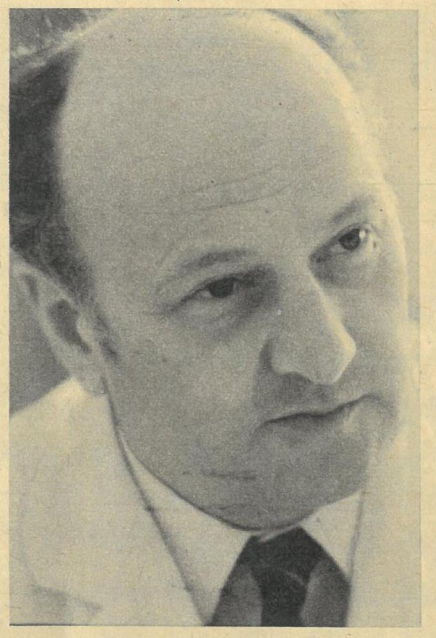
Laserschnitt

Ein im Physikalischen Lebedew-Institut in Moskau entwickelter Laser, dessen Strahl über ein Lichtleitkabel zum Skalpell führt, wird von den Chirurgen am Medizinischen Institut von Kaunas für Eingriffe am Herzen genutzt. Die Lichtimpulse aus dem Laserskalpell werden zum Lebensretter.

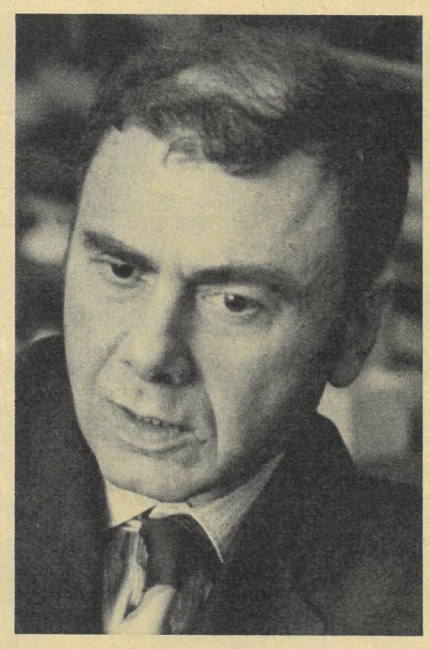
In Sekundenbruchteilen brennt sich der haarfeine Lichtstrahl durch das Stück Schweinshaut. Experimente wie diese, bei denen die Wechselwirkung mit dem tierischen Haut- und Muskelgewebe getestet wird, sind der Ausgangspunkt für die Anwendung des Lasers dort gewesen, wo es vor allem aufs Feingefühl ankommt: in der Medizin. FREIE WELT war dabei, als der Laserstrahl bis zum Herzen des Menschen vordrang. Unsere Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) erlebten dank der freundlichen Unterstützung von TASS diesen

ins kranke Herz





Prof. Dr. sc. med. Jurgis Bredikis, korrespondierendes Mitglied der Akademie der medizinischen Wissenschaften der UdSSR: Er führte die erste Operation am Herzen mit einem Laser durch…



…welcher von Prof. Dr. sc. nat. Rafail Ambarzumjan, dem Leiter des Laboratoriums für Laserchirurgie am Physikalischen-Lebedew-Institut in Moskau, entwickelt worden ist.

Laserschnitt ins kranke Herz

„Ganz zu Anfang mußten wir noch zum Fleischerladen über die Straße laufen, um das nötige Untersuchungsmaterial für die damals gewiß ungewöhnlichen Versuchsreihen an der Nahtstelle zwischen Physik, Biologie und Medizin zu besorgen", erinnert sich Professor Rafail Ambarzumjan. Auch in Gestik und Sprechweise übrigens unverkennbar der Sohn des berühmten armenischen Sternforschers. Der vierundvierzigjährige Wissenschaftler, Physiker wie sein Vater, leitet am Physikalischen Lebedew-Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau das Laboratorium für Laserchirurgie. Direktor des Instituts ist Akademiemitglied Nikolai Bassow, der zusammen mit Alexander Prochorow und dem Amerikaner Charles Townes 1964 den Nobelpreis für die Entwicklung des Lasers erhielt.

„Ein Glücksumstand", sagt Professor Ambarzumjan, „Nikolai Bassow hat eine in unserer Zeit einzigartige Doppelausbildung hinter sich – ist, was vielleicht die wenigsten Außenstehenden wissen, Arzt und Naturforscher zugleich. Dadurch wurden unsere anfangs beispiellosen Arbeiten ungemein begünstigt…"

Während zu Beginn seiner Anwendung der Laser vor allem in den Betrieben der metallverarbeitenden Industrie die Stahlsäge, den Schlagbohrer und das Schweißgerät zu ersetzen begann, sah ihn der weitsichtige Nikolai Bassow schon in die Kliniken des Landes einziehen. Und organisierte an seinem Institut die notwendige Grundlagenforschung dafür.

Zuerst griffen die Stomatologen Bassows Idee auf, mit dem Laserstrahl einem grassierenden Zahnleiden zu Leibe zu rücken: der Karies. Die energiereichen Impulse eines Stickstofflasers – kurz genug, um nicht durch Überhitzung den gesunden Zahnschmelz zu schädigen – machten in Sekundenbruchteilen mit den Fäulnisherden im Gebiß der Patienten Schluß. Und nachdem im Jahre 1975 das erste sowjetische Laserskalpell in Serienproduktion ging, sind mit seiner Hilfe Tausende von Operationen erfolgreich vorgenommen worden. Seither ist der Laserstrahl aus der klinischen Praxis immer schwerer wegzudenken. Er schweißt die abgehobene Netzhaut im Auge wieder an, stillt Blutungen, schließt Wunden und wird neuerdings sogar mit großem Erfolg in der Chirurgie des Magen- und Darmtraktes eingesetzt…

„Gerade letzteres hielten viele Ärzte lange Zeit für unmöglich", sagt Professor Ambarzumjan und kommt damit wieder auf die Arbeit seines Kollektivs zu sprechen. „Denn durch die direkte Einwirkung des ‚heißen' Laserstrahls auf die relativ zarten und stark mit Blut versorgten Wände der Hohlorgane müßten die umliegenden Gewebe zerstört werden. Doch für den Physiker ist das Lichtbündel ja nicht einfach nur ein ‚glühendes Messer'. Nicht nur seine Energieleistung und die Impulsdauer lassen sich variieren, sondern auch die Wellenlänge! Will man die Gewebeschichten möglichst effektiv zerschneiden und verdampfen, dann ist eben der Stickstofflaser ideal, der im Infrarotbereich arbeitet, wo die Strahlung besonders gut vom Wasser absorbiert wird, aus welchem das Gewebe zu fünfundachtzig Prozent besteht. Grünes Licht vom Kupferdampflaser dagegen durchdringt fast ungehindert das Wasser, wird aber vom Hämoglobin verschluckt, wo es seine Energie läßt und sich dadurch für die Blutstillung und Wundheilung eignet…"

Solche Zusammenhänge in Hunderten von Versuchsreihen mit den unterschiedlichsten Gewebeproben festzustellen und zu katalogisieren, war eine der Voraussetzungen dafür, daß Professor Ambarzumjan und seine Mitarbeiter schließlich einen speziellen Laser für Herzoperationen entwickeln konnten. Er zeichnet sich durch außerordentliche Genauigkeit beim Einhalten der vorgeschriebenen Eingriffstiefe aus, sein Strahl dringt wie ein Blitz in den Herzmuskel ein und verlöscht hier sofort, ohne das umgebende Gewebe merklich zu verletzen… Dem ersten Patienten, dem damit das Leben gerettet wurde, begegnen wir an der Chirurgischen Klinik des Medizinischen Instituts von Kaunas.

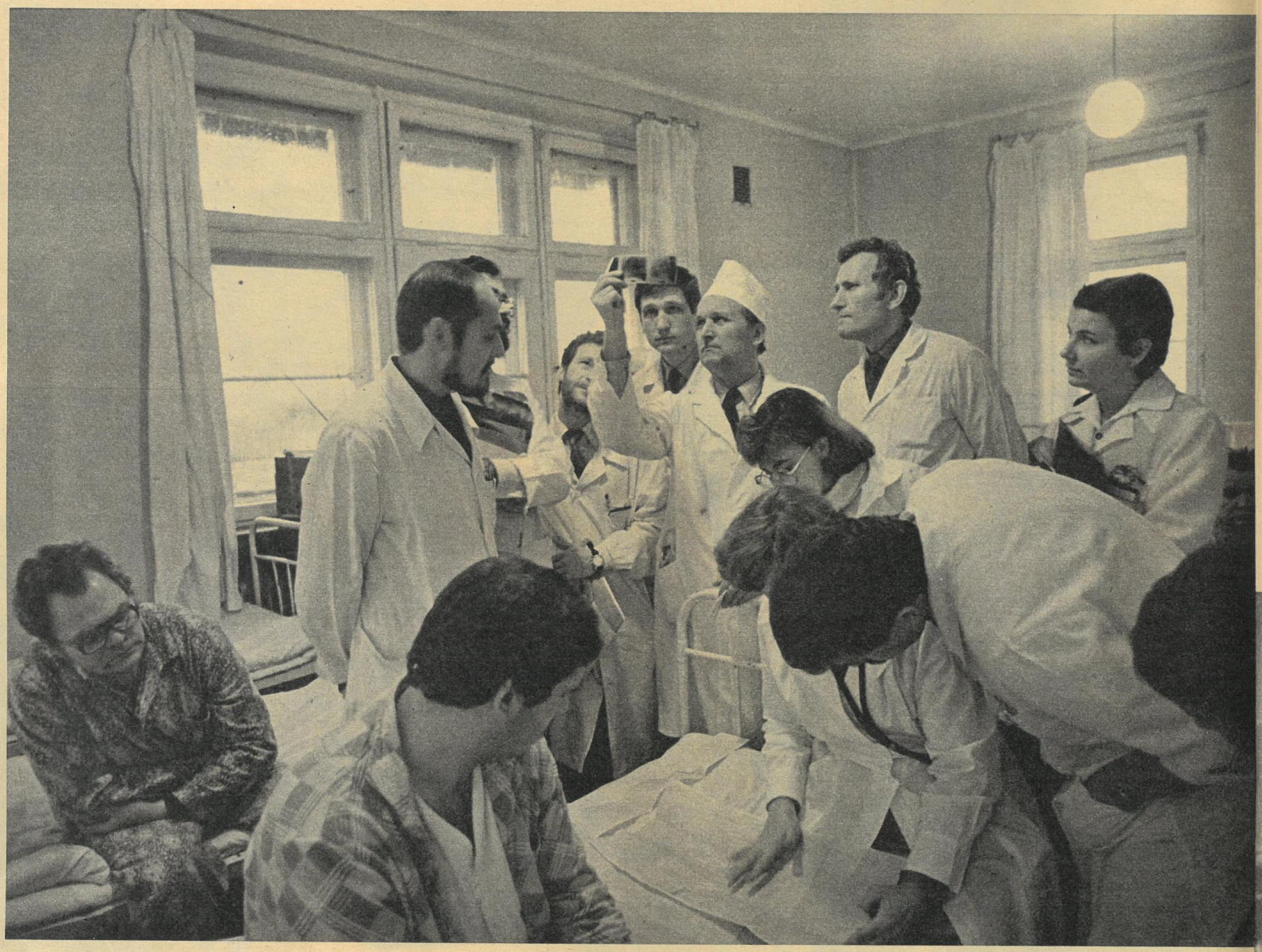
„Vorerst nur ein Rettungsversuch in letzter Not":

Der Mann mit dem Schlangenherz

Sein Gesicht, gerade vierundzwanzig Stunden zuvor noch aschfahl und ledern-trocken wie das eines Greises, nimmt zusehends Farbe an. Das sicherste äußere Zeichen dafür, daß die Operation vom Vortage gelungen ist. Er versucht zum erstenmal wieder zu lächeln, und es gelingt ihm auch. Schon einen Tag später wird er sich im Bett allein aufsetzen, bald danach ohne Hilfe im Zimmer umherlaufen und schließlich – nach nur knapp einem Monat – das Krankenhaus verlassen können. Als gesunder Mensch, wie die Befunde seiner Leistungsparameter in den regelmäßig vorgenommenen Untersuchungen nach der Operation zeigen. Ein Mann in den besten Jahren und voller Pläne für die Zukunft, dem man nicht mehr ansieht, daß sein Lebenslicht schon am Verlöschen war und seinem Herz der Erstickungstod drohte…

„Von allen Organen ist das Herz am meisten beansprucht", erläutert Professor Jurgis Bredikis, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, der die Ope-

Lasereingriff am Herzen (Foto rechts): In kurzer Zeit brennt der Chirurg Dutzende haarfeine Löcher in das Muskelgewebe. Das frische Blut kann nun, wie bei einem Schlangenherz, direkt aus dem Herzinnenraum ins Gewebe gelangen. – Der erste Mensch nach einem solchen Eingriff (Foto unten).



Das Gespräch mit dem Patienten ist unabdingbarer Bestandteil der Operationsvorbereitung. Die Ärzte (Foto oben) erläutern ausführlich den komplizierten Eingriff...

...der zuvor von Hunderten von Tierexperimenten (Foto rechts) abgesichtert worden ist. Am Tierherz sind jetzt schon Laseroperationen ohne Öffnung des Brustkorbes gelungen – das Ziel der Arbeiten.

ration durchführte. „Den Organismus ständig mit frischem Blut zu versorgen, führt es im Verlaufe eines Lebens rund zweieinhalb Milliarden Kontraktionen aus und pumpt dabei mehr als zweihundert Millionen Liter Flüssigkeit durch den Körper. Fünf Prozent davon verbraucht es für sich selbst – ein Anteil, der beim gesunden Menschen kaum von den körperlichen Belastungen abhängt, während er für die anderen Organe erheblich schwanken kann, bei den Körpermuskeln zum Beispiel zwischen 15 und 80 Prozent. Das sauerstoffreiche Blut für die ‚Eigenversorgung' wird dem Herz über die Koronararterien zugeführt, die von der Hauptschlagader des Körpers abgehen und wie eine Krone den Herzmuskel umfassen. Verengen sie sich aber durch eine Krankheit – die häufigste Ursache ist die Koronararteriosklerose, die Verkalkung dieser Kranzarterien –, so wird der lebenswichtige Blutstrom eingedämmt, und es kommt zum Sauerstoffmangel für das Herz. Herzschwäche und Stenokardie, nur graduell vom Herzinfarkt zu unterscheiden, sind die Folge der ischämischen Herzkrankheit."

Den von der Minderdurchblutung Betroffenen kann meist geholfen werden. So läßt sich bei einigen Patienten schon mit bestimmten Medikamenten die Durchblutung des Herzens verbessern. Der Erfolg der jeweiligen Therapie – ob medikamentös, mit Maßnahmen der Physiotherapie, der Gewichtsreduzierung oder einer Regulierung der Arbeits- und Lebensweise – wird durch den Verlauf der Grundkrankheit bestimmt. Wenn aber hochgradige Einengungen oder gar Verschlüsse an den Hauptabschnitten der Koronararterien vorhanden sind, hilft nur noch ein operativer Eingriff. In der Regel wird dabei eine körpereigene Vene des Patienten – meist aus seinem Unterschenkel – umgesetzt, so daß sie den örtlichen Verschluß überbrückt und der Blutfluß zu den Herzmuskeln den krankhaften Gefäßabschnitt umgeht. Tausende solcher Operationen führt man Jahr für Jahr in der Welt durch. Viele auch in dem Institut von Kaunas, das auf Initiative der Weltgesundheitsorganisation zu einem der drei europäischen medizinischen Zentren zur Erforschung der ischämischen Herzkrankheit wurde.

„Doch manchmal ist die Krankheit schon derart weit fortgeschritten und hat das ganze Herz erfaßt, daß man als Operateur einfach nicht mehr weiß, wohin man das Ersatzgefäß führen soll", sagt der Chirurg. Und erzählt, daß sich die Natur auf solche kritischen Situationen eingerichtet hat. Der Herzmuskel von Schlangen beispielsweise versorgt sich nur zu fünfzehn Prozent über besondere Koronargefäße, während er die übrigen fünf Sechstel des frischen Blutes für sich direkt aus dem Herzinnenraum erhält: über feine Kanäle im Muskelgewebe. Solche Kapillaren sind übrigens auch noch in geringer Zahl als Rudimente beim menschlichen Herz nachzuweisen, haben aber im Verlaufe der Evolution ihre Funktionsfähigkeit eingebüßt, wohl weil sie zu uneffektiv waren.

„In einer Notsituation aber, wenn nichts anderes mehr hilft, wurde oft versucht, diese zugeschütteten Rettungsgräben wieder auszuheben", sagt Professor Bredikis. „Doch das ‚Löcherbohren' mit feinen Nadeln und speziellen Hochfrequenz-Strömen scheiterte bisher daran, weil die Zellen des Herzmuskels auf den Eingriff entweder mit erheblichen Entzündungen reagierten oder die Kanäle wieder zuwuchsen."

Da kam man auf die Idee, es mit einem Laserstrahl zu versuchen. Waren die Physiker in der Zwischenzeit doch in der Lage, durch den Einsatz eines jeweils genau angepaßten Lasers ein völlig unblutiges Heraustrennen exakt definierter Gewebeschichten zu garantieren. Ausführliche Tierexperimente am Moskauer Allunionszentrum zur Laseranwendung in der Chirurgie brachten durchweg positive Ergebnisse, bei denen die Herzmuskelschädigung äußerst gering war, wie unter anderem feingewebliche

Laserschnitt ins kranke Herz

Perspektiven in der Kardiochirurgie:

Untersuchungen ergaben. Also entschied man sich in Kaunas für den ersten Eingriff dieser Art am Menschen.

Die Operation fand unter Vollnarkose statt, aber ohne Verwendung einer Herz-Lungen-Maschine, wie sie sonst eigentlich bei jeder größeren Operation am Herzen unumgänglich ist. Durch ein „Fenster" im Brustkorb wurden zwei Dutzend Mikrokanäle mit einem Durchmesser von weniger als einem halben Millimeter in den Herzmuskel des Patienten gebohrt. „Stellen Sie sich das vor", beschreibt Professor Bredikis den entscheidenden Augenblick: „Ein Laserstrahl, und aus dem Herzen schießt ein ganz feiner Blutstrahl. Er muß getrocknet werden. Sehr bald aber ziehen sich die Löcher an der Außenseite von selbst zu, während im Muskel die Kanäle bestehen bleiben. Denn sie werden vom Blut unmittelbar aus der Herzkammer gefüllt, die ihre Funktion nicht einstellt: Kontraktion und Erschlaffung, Kontraktion und Erschlaffung. Als würde das Herz schon wieder kräftiger, lebensvoller pulsieren!"

Operationen am geschlossenen Brustkorb

„Wenn die Herzmuskeln erschlaffen", sagt Dr. Vidmantas Obelienius, „dann tun sie das beim gesunden Menschen jeweils nur für die knappe Hälfte einer Sekunde. Tagaus und tagein. Das Herz beginnt mit der automatischen und rhythmischen Kontraktion schon im sehr frühen Stadium der Embryonalentwicklung und schlägt weiter bis zum Tode."

Der junge Arzt ist der wissenschaftliche Sekretär an der Klinik in Kaunas (und war uns in den Tagen dort ein unermüdlicher Begleiter). Doch es kommt vor, sagt Dr. Obelienius, daß der Herzmuskel plötzlich im Rhythmus von über zweihundert Schlägen pro Minute zu galoppieren beginnt. Das Herz kommt dann einfach nicht mehr mit dem Pumpen nach, der Blutdruck fällt rapide ab, und der Kranke verliert schließlich das Bewußtsein. „Für diese sogenannte Tachykardie sind zwei Ursachen verantwortlich", erklärt Dr. Obelienius. „Entweder treten zusätzliche ‚Stromleitungen' auf, über die der Impuls zum Erregerzentrum zurückläuft und sich in diesem endlosen Kreislauf ‚hochschaukelt', oder aber weitere Erregungsherde, die ihrerseits Signale aussenden. Wenn entsprechende Medikamente keine Wirkung zeigen, gibt es eigentlich nur noch eines: die falschen Leitungsbahnen durch- bzw. die Nebenherde herauszuschneiden. In komplizierten Fällen trennt man die Erregung überhaupt durch, blockiert also die autonome Reizung völlig und setzt einen zuverlässigen Schrittmacher ein..."

Bei einem solchen Eingriff wurde früher in allen Kliniken der Welt die Herz-Lungen-Maschine angeschaltet und das Herz selbst stillgelegt. Denn die gestörten Bereiche mußten mit dem Messer herausgeschnitten und die Naht dann zugenäht werden. Der Schnitt vernarbte, und der Graben ließ keine Erregung mehr durch.

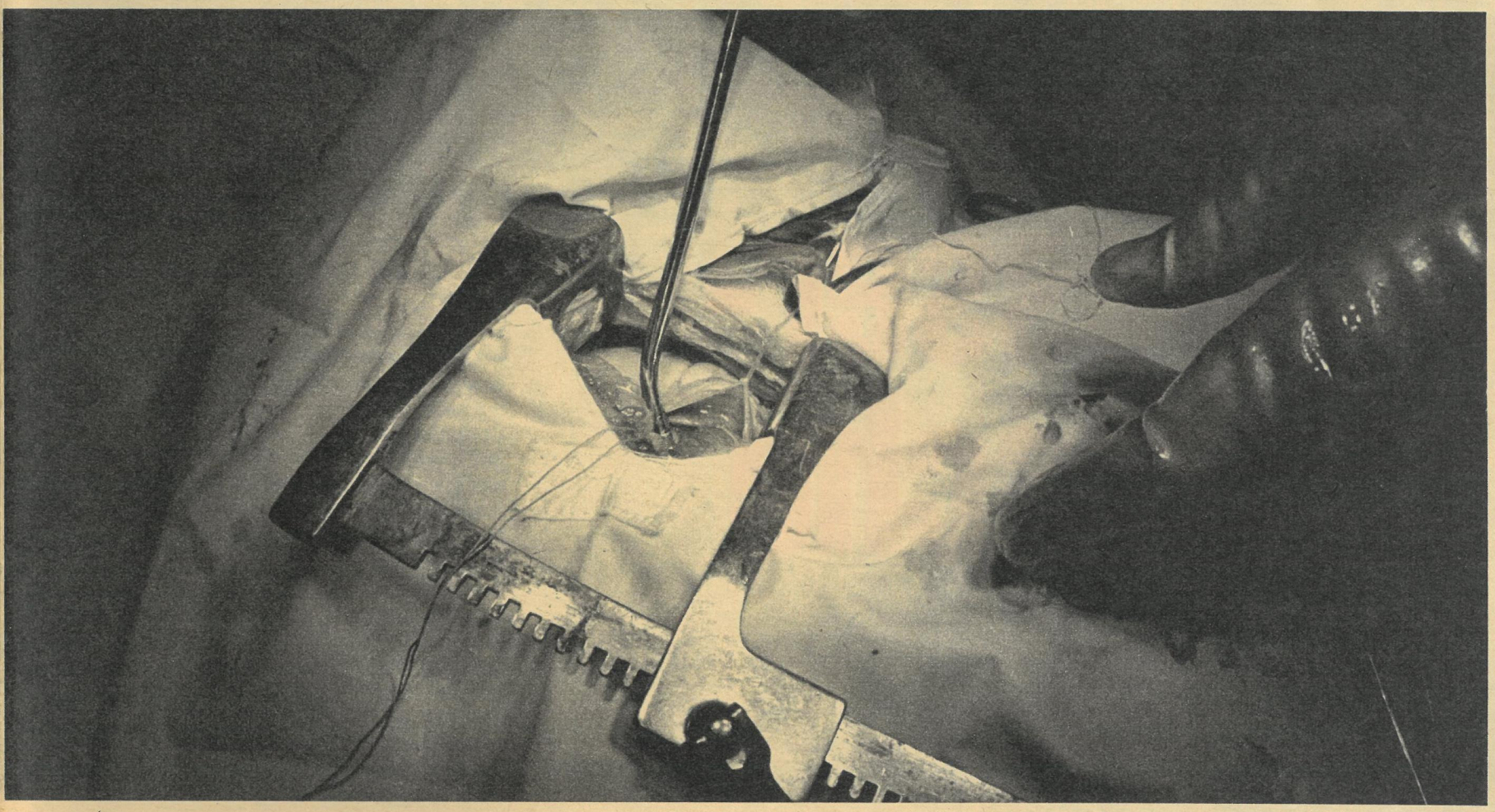
„Alles in allem eine große Belastung für den Patienten, und wir hatten deshalb vor längerem schon ein neues Verfahren hier in Kaunas entwickelt, bei dem wenigstens das Herz nicht mehr stillgelegt werden mußte: die Gefriermethode. Mit einem Kälteskalpell, dessen Spitze weit unter den Gefrierpunkt abgekühlt ist, wird das Gewebe einem momentanen Frostschock ausgesetzt und stirbt augenblicklich ab... Diese halboffene Operationsmethode war besonders für ältere Patienten manchmal überhaupt die letzte Chance. Das Herz aber mußte weiterhin freigelegt werden, und das Öffnen des Brustkorbes – besonders beim geschwächten Organismus riskant – blieb!"

Ein Umstand, der dem jungen Arzt keine Ruhe ließ, seit er 1981 von seiner Aspirantur am Prager Institut für klinische und experimentelle Medizin in die Heimat nach Litauen zurückgekehrt war. Mit seinem Doktorvater in Prag, Dr. sc. Zdeněk Náprstek, war er oft auf dessen Arbeiten zu sprechen gekommen, die dieser zwanzig Jahre zuvor während eines Studienaufenthaltes in den USA vorgenommen hatte: Damals, als die ersten Laborlaser auf dem Markt auftauchten, testete er in Tierversuchen ihre Eignung für die Herzchirurgie. Die Ergebnisse waren durchweg negativ!

In der Zwischenzeit aber gab es viele gute Erfahrungen mit den Lasern der neuen Generationen. Und vor allem: Es waren hochfeine Lichtleitkabel entwickelt worden, mit denen man den Laserstrahl praktisch an eine beliebige Stelle des Organismus heranführen kann. Warum nicht, wie bei den Voruntersuchungen, über die Vene direkt zum Herz vordringen?

„Das ist gewissermaßen der Hintergrund, das eigentliche Ziel unserer Arbeiten der letzten beiden Jahre", sagt Dr. Obelienius. „Noch muß man auch bei uns den Brustkorb öffnen, doch geschnitten wird schon mit dem per Lichtkabel herangeführten Laserstrahl. Das verfeinert die Operation und macht sie auch sauberer, sicherer. Das Öffnen des Brustkorbes bleibt vorerst schon deshalb notwendig, weil man ja zunächst die Ansatzstelle für den Schnitt am Herzmuskel suchen muß. Aber: Bei Hunden haben wir schon parallel zum Laserkabel Elektroden ins Herz geführt und sowohl die Diagnose als auch die anschließende Blockade von ‚außen' vorgenommen... Das sind nur Tierexperimente, doch in Kürze, hoffe ich, werden wir das Verfahren in die klinische Praxis übernehmen können."

Zusatzfotos: TASS



Wasser-Wäsche

Wie Gischt schäumt das vom Belüftungskreisel aufgeworfene Wasser. Es wallt und rauscht. Von fern könnte man einen Wasserfall vermuten.
Über fünfzig solcher „Wasserwasch"-Anlagen in verschiedenen Größen, wir bezeichnen sie als Oberflächenbelüftungsaggregate, arbeiten in den zentralen Abwasserbehandlungsanlagen des Petrolchemischen Kombinats Schwedt. Sie sichern den erforderlichen Sauerstoffeintrag in das Abwasser, der notwendig ist für eine vollständige biologische Reinigung von mehr als dreizehn Abwasserströmen, die uns aus den verschiedensten Produktionsanlagen der Erdölverarbeitung und Petrolchemie zufließen.
Wasser ist Lebens- und Produktionsmittel, ein durch nichts zu ersetzender Schatz. Mehr als siebzig Prozent des gesamten Wasserbe-

BILDER UND STANDPUNKTE

Foto: Volker Hohlfeld

darfs der Republik beanspruchen die Industriebetriebe als Rohstoff oder als Produktionshilfsmittel. Die chemische Industrie ist dabei ein Großverbraucher. Die Herstellung einer Tonne Azetatseide – um nur ein Beispiel anzufügen – verlangt 2,7 Millionen Liter Wasser. In jeder Sekunde (!) verbraucht allein der Stammbetrieb unseres Kombinats zur Kühlung, Dampf- und Trinkwassererzeugung mehr als elftausend Liter.

Sparsam damit umzugehen, ist ein volkswirtschaftliches Gebot. Deshalb wird das Kühlwasser in sieben verschiedenen Kühlkreisläufen mehrfach genutzt. Lediglich vier bis fünf Prozent des benötigten Kühlwassers führen wir als Frischwasser direkt diesen Kreisläufen zu.

Eine Schar qualifizierter Kollegen geht der Wasserreinigung auf den Grund, Anlagen- und Meßwartenfahrer, Abwasserkontrolleure, Meister, Schichtleiter, Betriebsingenieure, Technologen – mehr als 50 Kollegen sorgen in der Abteilung Abwasserwirtschaft für sauberes Wasser. Ziel ihrer Mühen: mit der Abwasserqualität den Forderungen der Staatlichen Gewässeraufsicht für den Grenzfluß Oder zu entsprechen. Das Qualitätssicherungssystem des Betriebes schließt nicht nur die Chemieprodukte, sondern auch die Abprodukte mit ein.

Die „Wasserwäsche“ ist ein mehrstufiger Reinigungsprozeß. Wir wollen dabei so wenig wie möglich an Energie, Chemikalien und anderen Hilfsstoffen aufwenden. Bei der häufig wechselnden Beschaffenheit der anfallenden Abwässer keine leichte, doch volkswirtschaftlich enorm wichtige Aufgabe. Nicht zufällig führt unsere Abteilung den Beinamen „Wirtschaft“. Wirtschaftlich heißt bei uns auch, die in unserem Betrieb geborene „Schwedter Initiative“ fortzuführen. Gerade jetzt, in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED, denken wir darüber nach, wie wir unsere Arbeit weiter rationalisieren können. Oberstes Gebot bleibt die stabile Versorgung unseres Betriebes mit dem wertvollen Naß und die Gewährleistung des Umweltschutzes durch optimale Abwasserreinigung.

„Wasserwirtschaftlich vorbildlich arbeitender Betrieb“ – ein begehrter Titel. Die Kollegen des Petrolchemischen Kombinates errangen diese Auszeichnung bereits dreimal, und sie wollen sie verteidigen.

Dipl.-Ing. Hilmar Schmidt,
Hauptabteilungsleiter Wasserwirtschaft und Wasserbeauftragter im VEB PCK Schwedt

● Wörtlich

Die Militarisierung des Weltraums würde eine neue Rüstungsspirale bedeuten. Die USA haben gesagt, daß es sich nur um Forschungen handelt. Wir aber sprechen von Rüstung, und in dem Moment, da eine neue Waffe geschaffen wird, besteht schon eine Gefahr.

Kurt Waldheim, ehemaliger UNO-Generalsekretär

● Kurz berichtet

Eine neue, leistungsfähige Zuckerfabrik unweit der nikaraguanischen Hauptstadt Managua ist jetzt produktionsbereit. Das mit kubanischer Hilfe errichtete Werk soll nach dem Probebetrieb 350 000 Tonnen Zucker jährlich liefern.

Einer der größten, jemals in Vietnam gewebten Wollteppiche ziert das Foyer des zum 40. Nationalfeiertag des Landes eingeweihten Kulturpalastes der Werktätigen in Hanoi. Er bedeckt eine Fläche von 216 Quadratmetern.

Mongolische und sowjetische Bauleute errichten gegenwärtig ein neues Abfertigungsgebäude für den Flughafen von Ulan-Bator. Das künftige „Tor zur Mongolei" ist der Architektur der Jurte nachempfunden und soll im Mai 1986 übergeben werden.

Neues Pflaster erhält einer der ältesten Plätze im Moskauer Kreml vor dem Glokkenturm „Iwan der Große". 13 000 Quadratmeter schwarze Granitsteine werden hier nach historischem Vorbild verlegt.

Über 1500 künstliche Wasserreservoire stehen den Genossenschaftsbauern in der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik für die Bewässerung der Felder zur Verfügung. Das Netz der Kanäle ist rund 40 000 Kilometer lang und versorgt vor allem die Reisfelder in der Saison mit 7000 bis 8000 Kubikmetern Wasser je Hektar.

Rumänische Ornithologen beobachteten in der Umgebung von Sibiu in diesem Jahr zehn Kolbenenten. Die seltene Entenart mit auffallend schönem Gefieder und dunkelrotem Schnabel ist seit 1970 in Siebenbürgen nur fünfmal gesehen worden.

Das Dorf Chanaly in der Aserbaidshanischen ASSR, im Kaukasus gelegen, lenkte die Aufmerksamkeit der Sprachwissenschaftler auf sich. Seine Einwohner sprechen eine Sprache, die nur in diesem Dorf verbreitet ist und ihren Merkmalen nach in keine einzige Sprachgruppe der Erde eingereiht werden kann.

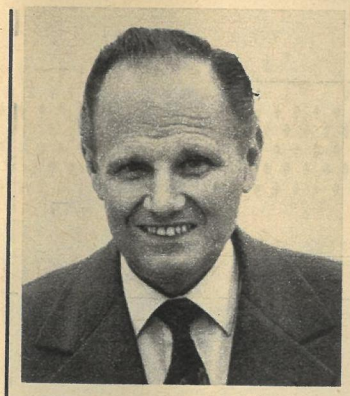
Fotos: ADN-ZB/Schmidtke

Programm bis zum Jahr 2000

Als Erich Honecker und János Kádár das ehrwürdige Gebäude der ungarischen Landesversammlung am Lájos-Kossuth-Platz verließen, war dem bewährten Gemeinschaftswerk DDR–Ungarische Volksrepublik ein neuer, gewichtiger Baustein hinzugefügt. Ihre Namenszüge unter dem von ihnen zuvor im Delegationssaal des Parlaments signierten Dokument einer wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit bis zur Jahrtausendwende sind richtungweisend für die sich ständig erweiternden, gegenseitig vorteilhaften Beziehungen. War das Koordinieren der Volkswirtschaftspläne beider Länder für den Zeitraum 1986–1990 bereits erfolgreich abgeschlossen, so offenbart sich nunmehr mit dem langfristigen Programm bis zum Jahre 2000 eine breitgefächerte Palette von Möglichkeiten des Handels und des Warenaustauschs, der industriellen Kooperation, des gemeinschaftlichen Forschens und der Entwicklung, einer noch rationelleren Nutzung von heimischen Ressourcen, der stabilen Versorgung mit Roh- und Grundstoffen. Als wichtigster Wirtschaftspartner nach der Sowjetunion innerhalb der sozialistischen Staatengemeinschaft genießt die DDR in Ungarn hohes Ansehen, sind und werden die traditionellen arbeitsteiligen Beziehungen beider Länder in den verschiedensten Bereichen – von der Metallurgie und der Metallverarbeitung, dem Fahrzeugbau, dem Landmaschinenbau, dem Verkehrswesen, der Leichtindustrie oder auch in der Medizintechnik und bis hin zum Umweltschutz – aufeinander abgestimmt und ergänzt. Bei alldem steht die umfassende Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse, steht die Nutzung moderner Technik für eine intensive Volkswirtschaft im Vordergrund, sind sie ausschlaggebende Grundlagen. So entspricht das Programm von Budapest zugleich den Ergebnissen und Vereinbarungen der Wirtschaftsberatung der RGW-Länder, wie sie auf höchster Ebene in Moskau erzielt worden sind. Budapest setzt einen weiteren Markstein sinnvollen, friedlichen Zusammenwirkens zweier Staaten des Sozialismus. Erich Honecker und János Kádár konnten somit – wie vor zwei Jahren bei ihrem Treffen in Berlin – einmal mehr ihrer Genugtuung darüber Ausdruck verleihen, daß mit solch gutem Einvernehmen auf allen Gebieten des Lebens die Beweise fester Freundschaft nachdrücklich sanktioniert werden. Meinungsaustausch und Dialog mit Ergebnissen gegenseitigen Verständnisses und großer Einmütigkeit wie Ausklang dieses Oktobers in der Donaumetropole wirken direkt für das Wohl der Völker, sind Faktoren der Friedenssicherung.

Günter Stechow

Beim Staatsbesuch im Juni 1982 war Erich Honecker Gast im Elektronik-Kombinat „Videoton" Székesfehérvár, das enge Beziehungen zu „Robotron" in der DDR unterhält.



„Miras" lohnt Züchter-Mühen

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Hansgeorg Steikhardt, Direktor des Instituts für Getreideforschung Bernburg–Hadmersleben der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR.

Auf den Äckern grünt die neue Saat für die nächste Ernte. Nunmehr schon im zweiten Herbst brachten unsere Bauern die neue Weizensorte „Miras" aus. Die Züchter sagten ihr viel Gutes voraus…

Nicht nur wir Züchter, sondern auch die Prüfer. Denn „Miras" hatte bei den strengen Sortenprüfungen – die der Vermehrung und dem Anbau jeweils vorausgehen – alle ihre guten Eigenschaften überzeugend unter Beweis gestellt. Dazu gehören: Eine um mehrere Tage frühere Reife, was für die Bauern im Ernteablauf von großer Bedeutung ist, erhöhte Winter- und Standfestigkeit, hoher Eiweißgehalt, ausgezeichnete Backqualität sowie verstärkte Krankheitsresistenz. Ganz besonders zählt der potentielle Mehrertrag.

Aber Zuchtgärten und Prüffelder sind noch lange nicht die „rauhe Praxis". Wie hat sich „Miras" dort bewährt?

Wie Sie wissen, haben unsere Bauern in diesem Sommer die bisher höchste Getreideernte erzielt: 11,6 Millionen Tonnen. Der Durchschnittsertrag erreichte 46 Dezitonnen pro Hektar – beim Weizen sogar 52,6 Dezitonnen. Seit ich Getreide züchte, hielt ich es immer mit dem Grundsatz, über Ergebnisse erst zu reden, wenn auf den Feldern die Mähdrescher gefahren sind. So gesehen, kann ich sagen: „Miras" hat gehalten, was wir – und die Bauern – uns davon versprachen. Sie bestätigte sich als eine ideale Sorte für die leichten und leichteren Weizenböden, vorzugsweise in der Mitte und im Norden der Republik, aber auch in höher gelegenen Gebieten, wegen der frühen Reife. „Miras" ermöglicht auf diesen Böden spürbar höhere Erträge, insgesamt bei jeder Ernte einige hunderttausend Tonnen Weizen mehr.

Der Name „Miras" für den neuen Weizen ist offenbar ein Fingerzeig auf seine Herkunft: Mironowka – das bekannte UdSSR-Weizen-Forschungsinstitut in der Ukraine. Schon vor vielen Jahren lernten Bauern bei uns ertragreiche Sorten von dort kennen…

Ihre Vermutung ist richtig. Sowjetische Intensivweizensorten trugen – anfangs als bei uns vermehrtes Saatgut, später als Weiterzüchtungen – dank ihrer Produktivität dazu bei, daß ständig steigende Weizenerträge auf den Feldern unserer Republik erreicht wurden. Es waren vollkommen neue Sortentypen mit neuen Werteigenschaften. Sie gaben uns Züchtern die Möglichkeit, moderne Züchtungskonzeptionen zu verwirklichen und leistungsstärkere Neuzüchtungen zu entwickeln. Bei „Miras" jedoch handelt es sich um einen vollkommen neuen Schritt in der Zusammenarbeit mit unserem sowjetischen Partner: Es ist die erste gemeinsam gezüchtete Weizensorte. Und zwar aus einem sowjetischen Stamm, der eine erfolgreiche Weiterzüchtung darstellte und ursprünglich den Namen „Luteszens 4771" trug.

Also ein Sorten-„Kind" aus Mironowka und Bernburg-Hadmersleben! Welche zusätzlichen Vorzüge gewann „Miras" durch die züchterische Arbeit bei uns?

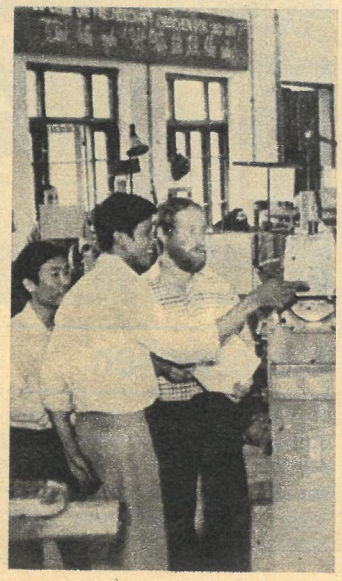
Mit „Luteszens 4771" begannen wir erstmals vor sieben Jahren züchterisch zu arbeiten. Folglich erkennen Sie, in welch ungewöhnlich kurzer Zeit die neue Sorte zum verbreiteten Einsatz gekommen ist. Denn im allgemeinen rechnet man dafür bei Wintergetreide zwölf bis vierzehn Jahre. Auch daran wird nach meiner Überzeugung anschaulich, wie gemeinsame Anstrengungen uns schneller voranbringen. In dreifacher Hinsicht ist es gelungen, die Eigenschaften des weitergezüchteten Weizen-Stamms zu ergänzen: Ertragfähigkeit, Standfestigkeit sowie Resistenz gegenüber einer Reihe gefährlicher Pilzkrankheiten konnten – durch intensive selektive Arbeit bei uns – weiter erhöht werden, „Miras" ist das Ergebnis. Auf etwa 120 000 Hektar, rund einem Sechstel der DDR-Weizenanbaufläche, kam „Miras" vor kurzem wiederum in den Boden.

Interview: Helmuth Pelzer

Nadel und Faden im Gepäck

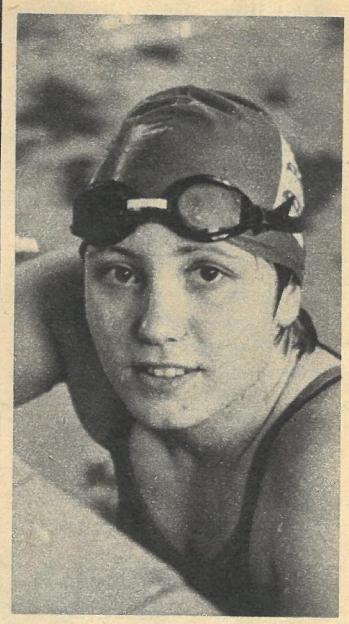
Das junge Fräulein Li (Foto oben) erhielt in dieser modernen Lehrwerkstatt in der Hanoier Khan-Thiem-Straße ihre Ausbildung als Konfektions- und Maßschneider. Der Ort, an dem sie heute arbeitet, lag 1972 in der Weihnachtszeit unter dem Feuer US-amerikanischer Bomber, wurde in Schutt und Asche verwandelt. DDR-Handwerker waren es, die 1975 nach dem Wiederaufbau der Straße eine kleine Werkstatt einrichteten, 1984 wiederum bei ihrer Modernisierung halfen. Gegenwärtig erhalten hier 240 Lehrlinge in einer dreijährigen Ausbildung eine solide Berufsgrundlage. Darüber hinaus kann jeder, der nähen lernen will, an einem fünfmonatigen Abendkurs teilnehmen, der 300 Dong, etwa 100 Mark, kostet. Rund eintausend Schneiderlustige melden sich dafür jährlich, junge Mädchen, Frauen und auch Männer. Gearbeitet wird in der Schneiderei jeden Tag (außer sonntags) von sieben bis 22 Uhr. Die Handwerker und die anderen DDR-Fachleute, die auch heute noch mit Rat und Tat zur Stelle sind, loben immer wieder den Bienenfleiß ihrer vietnamesischen Kollegen. Seit 1973 haben Schneider, Monteure und Ingenieure aus der DDR nicht nur diese eine Schneiderwerkstatt in Hanoi, sondern einundzwanzig im ganzen Land mit Solidaritätsmitteln errichtet. Im Haus des Handwerks in Berlin koordiniert Sabine Schrader als Mitarbeiterin des Sektors für Internationale Zusammenarbeit des Instituts für Kommunalwirtschaft diese Vietnam-Einsätze, wird dabei aktiv von den Handwerkskammern der Bezirke unterstützt. „Weit über 500 Handwerker aller Branchen haben seit 1973 Solidaritätsarbeit in Vietnam übernommen. Viele von ihnen sogar mehrmals, was der Sache natürlich sehr dient", erfährt FREIE WELT vom „Dispatcher der Solidarität", wie Sabine Schrader von den Kollegen auch genannt wird. „Mit den aus Spenden bezahlten zusätzlichen Ausrüstungen entstanden insgesamt 115 neue oder rekonstruierte Werkstätten. Das bedeutete für Tausende Vietnamesen lebenswichtige Arbeitsplätze." Von den letzten Vietnam-Fahrern – sechzehn Spezialisten, die jetzt den Schlußpunkt unter die Aktion setzen – erhielt Genossin Schrader soeben einen Brief aus Hanoi. Der Geraer Bekleidungsingenieur Klaus-Peter Frank schreibt darin: „Es wäre schön, wenn Ihr auch einmal sehen könntet, was so durch die Solidarität gewachsen ist." Sabine Schrader: „Kollege Frank (Foto links) ist seit 1973 im Einsatz. Er begann zu einer Zeit, als in Vietnam noch geschossen wurde, war in den letzten drei Jahren mehr dort als zu Hause. Für ihn ist es selbstverständlich, mit anzupacken, wenn irgendwo Not am Mann ist. Sein Name steht für viele unserer Handwerker, die Solidarität mit Leben erfüllen."

Volker Hempel



Noch fit nach 40 Kilometern

Die Bulgarin Maria Pelich hat im Sofioter 25-m-Schwimmbecken eine sportliche Leistung von Seltenheitswert geboten. Mit Start sechs Uhr morgens legte sie bei 29 Grad Wassertemperatur in elfeinhalb Stunden 40 Kilometer zurück, wobei sie das Becken 1600mal durchquerte. Nach dem Reglement stand ihr, ohne daß sie das Wasser verließ, stündlich eine zehnminütige Pause zu. Doch dank ausgezeichneter Form ruhte sie bei weitem weniger aus als erlaubt. Dabei machte sie sogar den Kampfrichtern Konkurrenz, die einander alle zwei Stunden ablösten. Unter Anleitung ihres Trainers bereitete sich Maria Pelich beharrlich und zielstrebig auf dieses Abenteuer vor. Sie unterzog sich einer geradezu spartanischen Lebensweise und



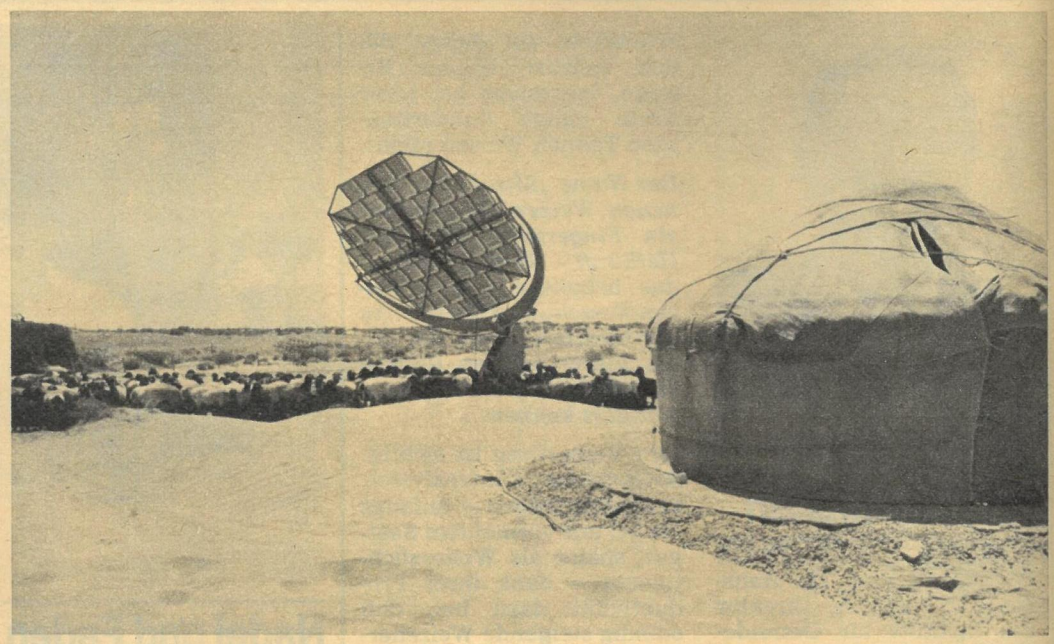
schwamm täglich dreimal bis zu zehn Kilometer. Anfang Januar gelang es ihr schon, in acht Stunden 23 Kilometer zurückzulegen. Zwei Monate später bewältigte sie 30 Kilometer und wies mit 6:43 Stunden für die ersten 23 Kilometer bereits stark verbesserte Form nach. Als sie nun nach elfeinhalbstündigem Freistilschwimmen aus dem Wasser stieg, machte die Bulgarin einen putzmunteren Eindruck. In bemerkenswerter Frische stand sie den Reportern Rede und Antwort, kam dabei auf ihre nächsten Pläne zu sprechen, die sie auf offene Gewässer führen sollen. „Zwar ist das Wasser dann nicht so warm wie in diesem Bekken, doch fallen die zahlreichen Wenden unter den Tisch – die mich in dieser Anzahl enorm viel Kraft und Konzentration gekostet haben…"

Wassili Mironow

Eine Frau Ende Dreißig

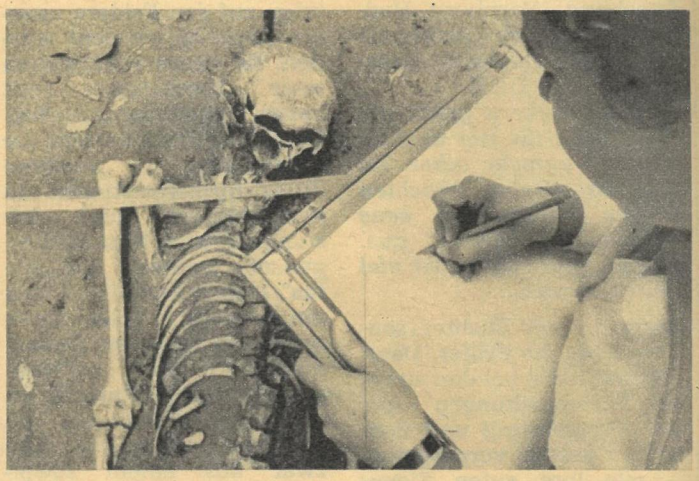
Zwei Bilder aus dem vietnamesischen Lebensbuch von Nguyen Kim Lai. Das erste aus diesen Tagen – ein Moment ihrer Arbeit im Krankenhaus. Das zweite zwanzig Jahre alt – ein Augenblick des Krieges, festgehalten am 20. September 1965: Nguyen Kim Lai führt den abgeschossenen amerikanischen Piloten W. H. Robinson in Gefangenschaft. Damit wurde die junge Partisanin weltbekannt, denn das Foto zeugte auf allen Kontinenten vom gerechten Kampf eines kleinen Volkes gegen den Weltgendarmen USA. Selten hat ein einziges Bild auf so überzeugende Weise deutlich gemacht, wie es um die Kraft der Schwachen, die um die Sieghaftigkeit ihrer Sache wissen, um die zuverlässige Hilfe starker Freunde und um die weltweite Solidarität, bestellt ist. Nguyen Kim Lai war damals siebzehn Jahre alt, und sie wußte noch nicht einmal genau, wie man mit einem Gewehr umgeht. Als sie jetzt gefragt wurde, wie sie sich angesichts eines solchen Feindes fühlte, sagte sie: „Er war mir ein bißchen zu groß. Und wenn er geschossen hätte?... Aber dann hätten meine Genossen, die ebenfalls nach ihm suchten, die Schüsse gehört. Entkommen wäre er nicht." Zwei Bilder aus dem Lebensbuch einer vietnamesischen Frau, glücklich verheiratet, Mutter von drei Kindern, Krankenschwester. Bilder, die optimistisch stimmen, zumindest all jene, die sich tagtäglich mühen, den bedrohten Frieden durch gute Taten sicherer zu machen.

Horst Goldschmidt



Energiequelle

Neue Anlagen zur Gewinnung von Energie aus Sonnenstrahlen helfen in der turkmenischen Oase Tese-Gui, die Versorgung von Schafzuchtwirtschaften mit Süßwasser zu sichern. Da in der Wüste Karakum, die einen großen Teil des Territoriums der Turkmenischen SSR einnimmt, der Transport von Wasser aus weit entfernten Quellen per Rohrleitung, Kanal oder Fahrzeug kompliziert und unrentabel ist, haben Mitarbeiter des Forschungsinstituts für Sonnenenergetik ein Projekt erarbeitet, nach dem Salzwasser an Ort und Stelle aus dem Erdinnern gewonnen und mit Hilfe der Sonnenbatterien entsalzt wird. Nach Berechnungen könnten 9000 solcher Anlagen jedes Jahr Millionen Kubikmeter Wasser liefern.

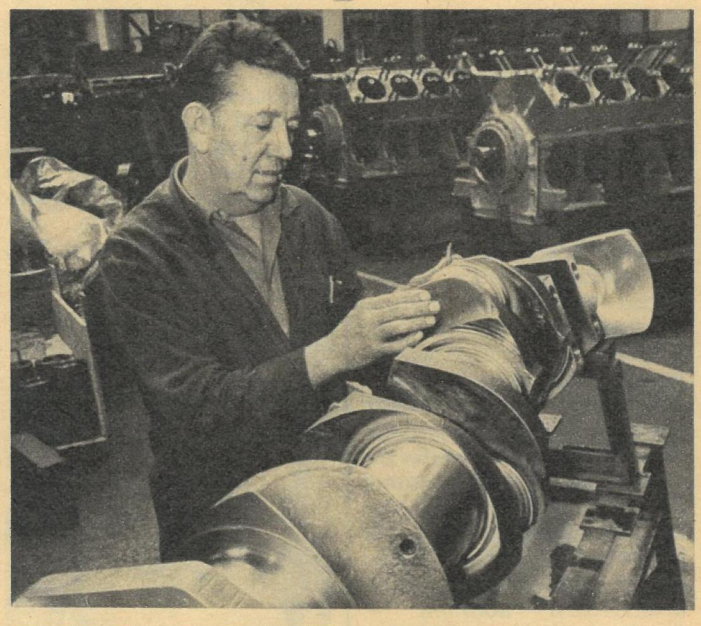


Fundsache

Eine Kostbarkeit entdeckten Mitarbeiter des Archäologischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der ČSSR in Mikulčice bei Hodonín. Es handelt sich um ein gut erhaltenes Grab aus dem 9. Jahrhundert.

Lebensmut

Als „Milchhändler Tewje" ist Michail Uljanow in einem neuen sowjetischen Fernsehfilm von Regisseur Sergej Jewlachischwili zu sehen. Nach der literarischen Vorlage des jüdischen Schriftstellers Scholem Alejchem bringt der Streifen die Sehnsucht der „kleinen Menschen" nach einem besseren Leben gefühlvoll zum Ausdruck.



Motorwellen

Pavol Mišenka aus dem Schwermaschinenwerk im slowakischen Martin bereitet Kurbelwellen zur Montage von Motoren für sowjetische BELAS-Lastkraftwagen vor, über die FW demnächst ausführlich berichten wird. In diesem Jahr will der Partner in der ČSSR 300 dieser Motoren sowie Ersatzteile im Werte von 50 Millionen Kronen für BELAS-Werkstätten in der UdSSR produzieren.

Viele Ehen – gemischt

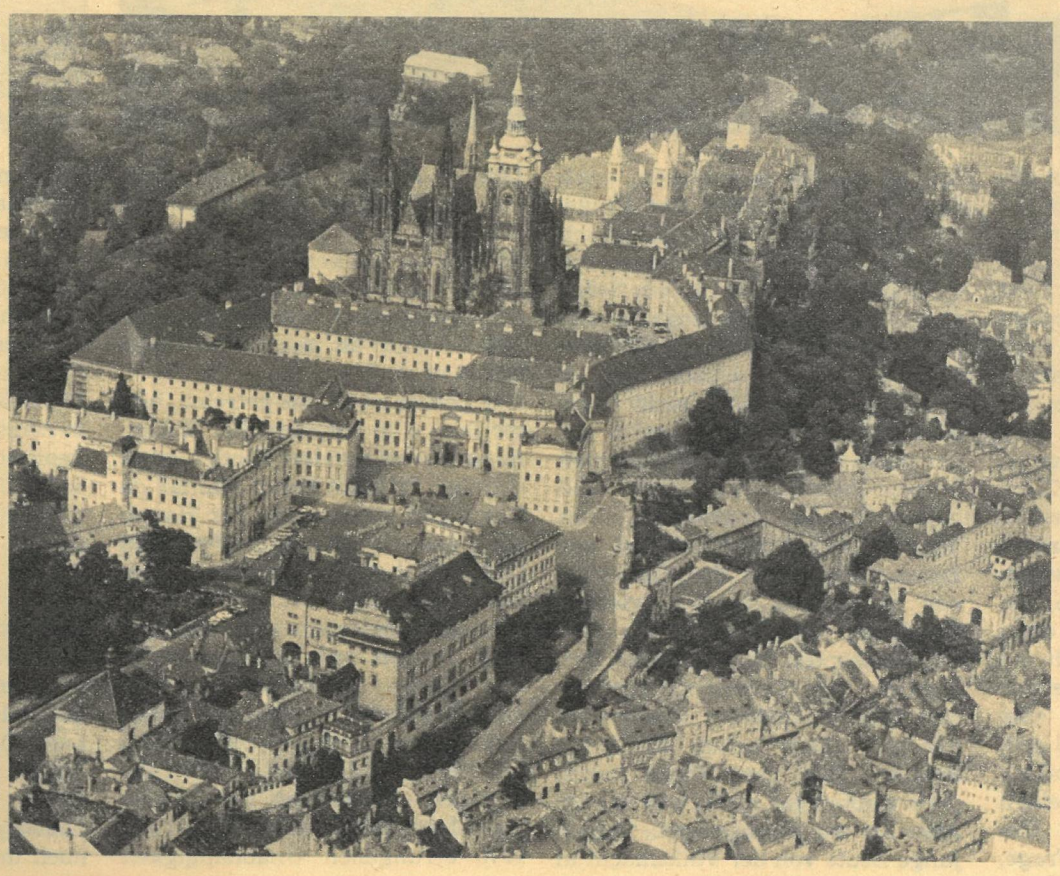
„Nationalität ohne Belang", schreibt eine achtundzwanzig Jahre alte Kasachin, „nett und schlank, aufgeschlossen und lebensfroh, gute Hausfrau, mit Hochschulbildung", die in der lettischen Zeitung ‚Rigas Balls' einen „klugen, herzensguten, humorvollen Mann" sucht. „Gemischte Ehen", meint Professor Maßchud Dshumussow, Experte für Theorie der nationalen Beziehungen des Instituts für Soziologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, „wechselten ihren Status von Ungewöhnlichem zu Normalem". Ganz und gar ungewöhnlich waren gemischte Ehen im vorrevolutionären Rußland, zwischen Orthodoxen und Andersgläubigen waren sie juristisch sogar unzulässig. Wie normal gemischte Ehen heute sind, beweisen solche Zahlen: 1925 war schon jede vierzigste Ehe national gemischt, 1975 bereits jede zehnte, heute ist es jede siebente; in Kasachstan, Lettland, Usbekistan, Belorußland und der Ukraine sogar jede fünfte. Grund für die unterschiedlich hohen Zahlen ist die unterschiedliche Migration der Bevölkerung. Beträgt die Stammbevölkerung in Lettland zum Beispiel 53 Prozent, so beträgt sie in Armenien 90 Prozent. Mischehen-Ergebnis: In Lettland = 20,2 Prozent, in Armenien = 3,6 Prozent. Drei Viertel der gemischten Ehen werden in den jungen Städten geschlossen. Hier liegt die Ziffer zwischennationaler Ehen über dem Unionsdurchschnitt, wächst der Anteil der jugendlichen Stammbevölkerung, die Vertreter anderer Völker heiratet. So sind im Jahre 1975 die Aserbaidshaner in der aserbaidshanischen Stadt Sumgait 96 zwischennationale Ehen eingegangen, 1978 schon 111 und 1979 sogar 119. Eine Umfrage ergab, daß bei den meisten jungen Leuten die Nationalität nichts zur Sache tut. Zwanzig Prozent der älteren Usbeken jedoch erkennen gemischte Ehen nur dann an, wenn der jeweilige Partner sich an die usbekischen Nationalbräuche zu halten verspricht. Der Statistik zufolge sind gemischte Ehen dauerhafter, „weil", so schätzt Professor Dshumussow ein, „die Partner von vorneherein die Bereitschaft einkalkulieren, daß in ihrer Ehe unterschiedliche Gewohnheiten und Ansichten nebeneinander bestehen."

Gisela Reller

Neues Dach für alten Dom

Restaurateure aus Uhříněves bei Prag haben sich unlängst aufgeschwungen, eines der bekanntesten Wahrzeichen der Goldenen Stadt zu pflegen und zu putzen: den St.-Veits-Dom, dessen alte Schieferdächer dringend einer Verschönerungskur bedürfen. Pavel Bláha (im Foto oben, links) und Bohumil Pašek wollen dabei vor allem die 160 gußeisernen Lilien unter ihre Fittiche nehmen, die das Dach der Kathedrale schmücken und von denen eine jede rund 70 Kilogramm wiegt. Der St.-Veits-Dom, einem sächsischen Schutzheiligen gewidmet, ist das Mausoleum der böhmischen Könige, Aufbewahrungsort der Symbole der staatlichen Selbständigkeit Böhmens, der Königskrone und der übrigen Krönungskleinodien. Von jeher bildet der Dom den Mittelpunkt des Kultes um den heilig gesprochenen Fürsten Wenzel, der kurz vor seiner Ermordung im Jahre 929 den Bau der ursprünglichen St.-Veits-Rundkirche beendete. Die später an gleicher Stelle von Karl IV. errichtete, dreischiffige gotische Kathedrale, an derem Äußeren inzwischen auch Architekten der Renaissance, des Barocks und der Pseudogotik ihre Spuren hinterlassen haben, steht heute auf der Liste der historischen und kulturellen Denkmäler des Landes, für deren Schutz und Erhaltung der tschechoslowakische Staat jährlich 500 Millionen Kronen ausgibt. Besonders besorgt ist man um Wohl und Wehe des historischen Kerns der Prager Altstadt, der mit 1322 Gebäuden und Denkmälern auf einer Fläche von 800 Hektar wohl als der Welt größter unter Denkmalschutz stehender Stadtteil angesehen werden kann. Ebensosehr liegt den Einwohnern der Moldau-Metropole die Pflege der Prager Burg am Herzen. Mehr als tausendeinhundert Jahre hat sie auf dem Buckel, wurde im Laufe der Jahrhunderte viele Male aus- und umgebaut, war Fürstensitz, Residenz von Kaisern und Königen und ist heute Amtssitz des Präsidenten der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. In ihrem Zentrum erhebt sich der St.-Veits-Dom als imposantester und zugleich größter kirchlicher Bau der Hauptstadt.

Gabriela Wehrmann



● Erfahrenes

Die Literatur ist keine Dienstvorschrift und kein orthodoxer Beschluß darüber, wie der Mensch zu leben hat. Das ist eine Reise aus der Außenwelt in die Innenwelt und zurück. Literatur ist Sehnsucht nach dem Besseren, eine Liebeserklärung an die Welt.

Juri Bondarew, Schriftsteller, UdSSR

● Am Rande

Ein ungewöhnliches Denkmal steht am Rande eines Feldes bei Gheorgheni in Mittelrumänien. Es ist der Kartoffel gewidmet. Noch bis zu Beginn der siebziger Jahre mußten Saatkartoffeln importiert werden, hier aber wurden vor rund zehn Jahren diese Feldfrüchte erstmals aus eigenem Saatgut geerntet. Seitdem stehen sie nach der beliebten Mamaliga, dem Maisbrei, an zweiter Stelle auf den Speisekarten. – Eine große Rolle für die Knolle!

● Persönliches

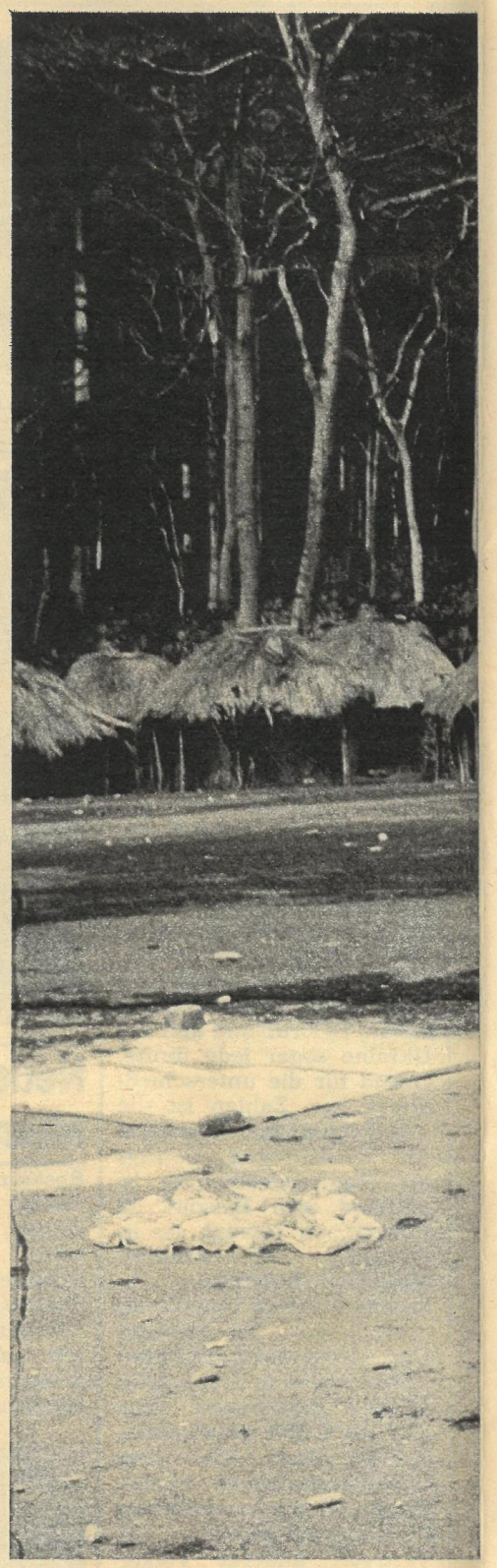
Galina Gagarina, Tochter des sowjetischen Kosmonauten Juri Gagarin, hat jetzt am volkswirtschaftlichen Institut „G. W. Plechanow" promoviert. Ihre Dissertation untersucht, wie das Programm der sozialökonomischen Entwicklung in der RSFSR erfüllt wird.

Die erst sechsjährige Judita Polgár belegte bei einem internationalen Schachturnier in der ungarischen Bezirksstadt Gyöngyös den zweiten Platz. Ihre große Schwester, die Meisterspielerin Zsuszi Polgár (16), gehört gegenwärtig zu den Besten der Welt.

Einen Goldklumpen von 403 Gramm Gewicht hat der Bulldozerfahrer Alexej Lwow in der Goldwäscherei bei Chabarowsk gefunden. Er entdeckte das massive Stück noch rechtzeitig vor dem Schiebeschild seiner Planierraupe.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: A. Wilhelm, ADN-ZB/Kapfenberger, privat, Sofia-Press, Hoang Chuon, Phan Thoan, TASS/Murodow, ČTK, APN, ČTK/Gabčo; ČTK/Vlček (2), Vignette: D. Schüler.

„...und lesen können ist erst der Anfang"



In der Huila-Provinz im Süden der Volksrepublik Angola – weitab der großen Landstraßen – hat man das Gefühl, daß die Zeit stehengeblieben ist: Die Männer gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, die Frauen – mit freiem Oberkörper und buntem Halskettenschmuck – bearbeiten mit einer kleinen Hacke das Feld oder stampfen Maniok, eine tropische Wurzel, die Grundlage jedes afrikanischen Essens ist. Kaum jemand hier spricht portugiesisch, die Verkehrssprache des Landes, nur Kwanyama, die Stammessprache. Ich stoppe unseren Jeep, mit dem wir querfeldein fahren, denn Straßen gibt es keine, als ich ein ungewöhnliches Bauwerk etwas abseits des Dorfes entdecke: eine langgestreckte Grashütte, viel größer und ganz anders aussehend als die Wohnhütten. Wir fragen einen Dorfbewohner, was das sei. „Unsere Schule." Und auf meine Frage, wieviel Kinder dort lernen, erwidert er: „Alle Kinder der Umgebung." Und fügt stolz hinzu: „Auch ich kann schon etwas lesen und schreiben." Er bittet um ein Stück Papier und schreibt langsam und gewissenhaft: JOAO BARTOLOMEU OXILE. Er erzählt, daß es Dorf und Schule noch nicht lange gebe. Die Dorfbewohner seien aus der noch weiter südlich gelegenen Cunene-Provinz gekommen und hätten sich hier angesiedelt, denn ihr Heimatdorf war zweimal von Bombenflugzeugen der Südafrikaner angegriffen worden, viermal überfielen UNITA-Banditen den Ort, schleppten ihnen das Vieh fort, stahlen die Lebensmittelvorräte und nahmen mehrere Dorfbewohner mit. „Dort hatten wir keine Schule", fügt Joao Oxile hinzu. „Wir wußten gar nicht, was das ist. Aber als wir hierherzogen, kamen junge Leute von der Volksmacht in Luanda. Mit ihnen gemeinsam bauten wir die Schule. Einer von ihnen blieb hier – er ist unser Lehrer. Aber er spricht kein Kwanyama, er ist ein Umbundu. Er lehrt die Kinder portugiesisch lesen und schreiben – und an manchen Tagen bringt er auch uns etwas bei."

Der Lehrer ist zu uns getreten, hinter ihm – in respektvoller Entfernung – etwa hundert Kinder, seine Schüler. Er heißt Pedro Manuel da Costa und stammt aus der Hauptstadt Luanda. Der Jugendverband (JMPLA) hat die Brigade „Commandante Dangereux" gebildet. Ihr gehören inzwischen weit über tausend Jungen und Mädchen an – auch Pedro. Sie bauen in ländlichen Gegenden Schulen und unterrichten dort. Pedro hat fünf Klassen absolviert. Damit darf er bis zur 4. Klasse unterrichten, denn Angolas Lehrerproblem ist groß. Mit der 1975 errungenen Unabhängigkeit proklamierte die Volksrepublik das Recht auf kostenlose Schulbildung für alle. Vorher war Bildung den weißen Kolonialisten und der Schicht der sich ihnen anpassenden und ihnen dienenden Afrikaner vorbehalten. Deshalb blieben 95 Prozent Analphabeten. Nach der Unabhängigkeit kam es – wie man in Angola sagt – zu einer „Schülerexplosion". Die Zahl der Schüler vervielfachte sich plötzlich auf zweieinhalb Millionen. Doch es gab für sie keine Schulgebäude, keine Bänke, keine Tafeln, keine Schulbücher und vor allem keine Lehrer. Deshalb beschloß die regierende MPLA-Partei drei Wege:

Es wurden unter den bisherigen Schulabgängern Neulehrer gewonnen. Drei Viertel aller angolanischen Lehrer haben selbst nur einen 4-Klassen-Abschluß. Ihre pädagogischen Kenntnisse sind noch unzureichend. In der Ferien-

zeit finden deshalb für sie Weiterbildungskurse statt. Ein zweiter Weg war die Schaffung von Lehrerbildungsinstituten, die auf lange Sicht (Ausbildungszeit: 4 Jahre) neue Pädagogen heranbilden. Und zum dritten kamen Lehrer aus dem Ausland – zum Beispiel die kubanische Lehrerbrigade „Che Guevara". Mit Unterstützung von Experten vor allem sozialistischer Länder, auch aus der DDR, erarbeitete das Erziehungsministerium neue Lehrpläne für die Ausbildung der ersten freien Generation Angolas. Auch eine Schulbuchdruckerei wurde Anfang der achtziger Jahre in Betrieb genommen – übrigens eingerichtet von unserer Republik –, um bessere Lehrvoraussetzungen zu schaffen. Und das Nationale Sprachinstitut entwickelte erstmals für die Sprache Kwanyama ein Alphabet und eine Schriftsprache. Denn neben dem Unterricht in Portugiesisch ist es nötig, verstärkt auch die sechs großen Stammessprachen zu nutzen, da etwa die Hälfte der angolanischen Bevölkerung überhaupt kein Portugiesisch spricht. „Für mich ist das alles hier ganz schön kompliziert", sagt mir Pedro, der Lehrer. „Die beiden Lehrbücher, die ich habe, sind in Portugiesisch, in Kwanyama gibt es noch keine. Verständigen kann ich mich mit den Dorfbewohnern schon etwas, aber sie in ihrer Sprache alphabetisieren – das geht nicht. Also lehre ich die Kinder Portugiesisch. Sie lernen gut. Und sie helfen mir, wenn ich ihren Eltern Lesen und Schreiben beibringe. Doch einige Frauen kommen nicht mehr zum Unterricht. Ihre Männer haben es ihnen verboten – aus Furcht, sie könnten plötzlich mehr wissen als sie selbst."

Zurück aus dem Süden, wieder in Luanda, komme ich mit Gabriela Antunes ins Gespräch, einer Schriftstellerin, die sich sehr um die Bildung der Kinder bemüht, die die Herausgabe von Kinderbüchern wie auch die Errichtung von Buchhandlungen organisiert. „Wir bringen den Kindern jetzt Lesen und Schreiben bei", sagt sie, „aber wir müssen weiter denken. Lesen können ist erst der Anfang. Man muß es nutzen, man muß lesen m ü s s e n . Also müssen wir ihnen etwas zu lesen geben, Bücher, Zeitungen herausbringen und im ganzen Land verbreiten – auch in den Dörfern. Und wir müssen Kindern wie Erwachsenen Möglichkeiten schaffen, in Ruhe lesen zu können. Wie soll man das in einer Hütte ohne Licht, in der ständig zehn, fünfzehn Personen sind? Deshalb richten wir jetzt Kinderbibliotheken mit Lesesälen ein."

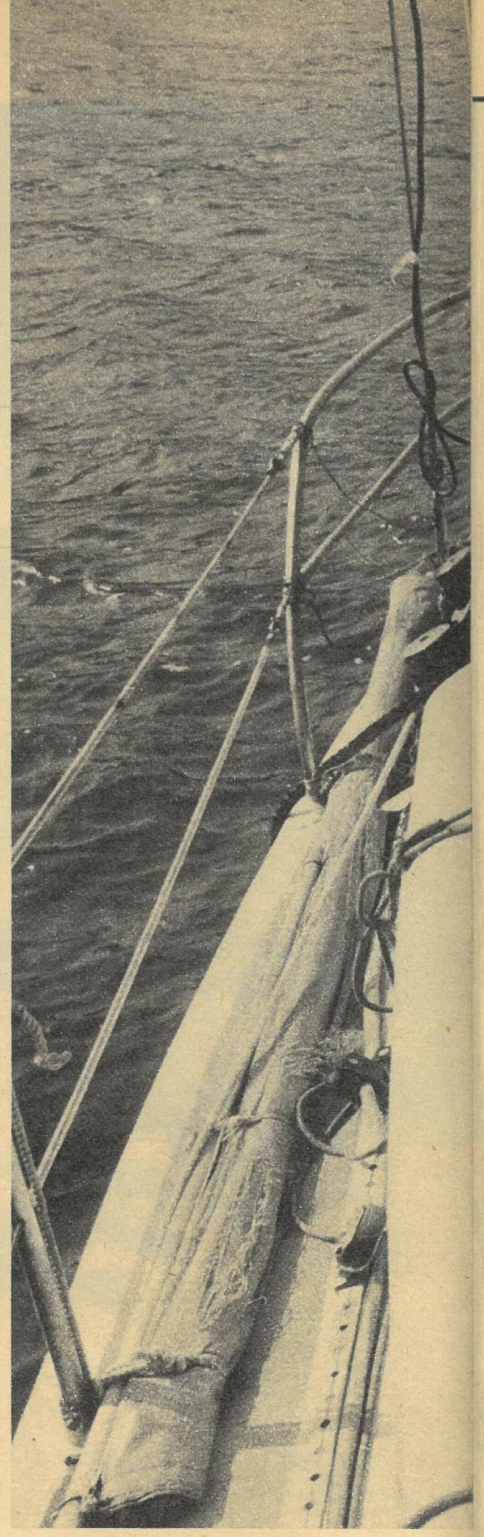
Dann kommt Gabriela Antunes auf ein anderes, die Volksmacht beschäftigendes Problem zu sprechen: „Wenn wir den Erwachsenen Lesen und Schreiben beigebracht haben – es sind bisher schon eine Million –, dann müssen wir auch darauf achten, daß sie Stoff zum Lesen erhalten. Doch hier schlägt uns der von Südafrika inszenierte Bandenkrieg große Wunden. Die meisten wichtigen Straßen sind verunsichert, viele Dörfer nur unter Lebensgefahr erreichbar. Und vor allem: Wir können uns nicht auf unseren friedlichen Aufbau, auf die Bildung, auf die Bücher konzentrieren. Wir müssen vieles, was wir haben, in die Verteidigung stekken. Und es ist bezeichnend für die Rassisten wie für die Banditen, daß sie vor allem die Schulen niederbrennen und die Lehrer ermorden. Aber sie können uns nicht aufhalten. Die Saat ist gelegt."

Frank Räther

Fotos: Jochen Moll, Frank Räther

Über mehr als hundert Breitengrade, von 42° 30′ Nord bis zu 60° Süd, und hinweg über alle Längengrade der Erde ist er gesegelt: Nikolai Dshambasow, bulgarischer Einhand-Weltumsegler. 253 Tage in See, allein auf der „Tangra", allein im Meer! Als erster bezwang er die gefürchtete Kap Hoorn-Region mit einer selbstgebauten Jacht. FREIE WELT-Reporter Helmuth Pelzer (Text) und Volker Hohlfeld (Bild) trafen Dshambasow kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat an Bord der „Tangra" im kleinen Jachthafen Otmanli unweit von Burgas.

FREIE WELT EXKLUSIV

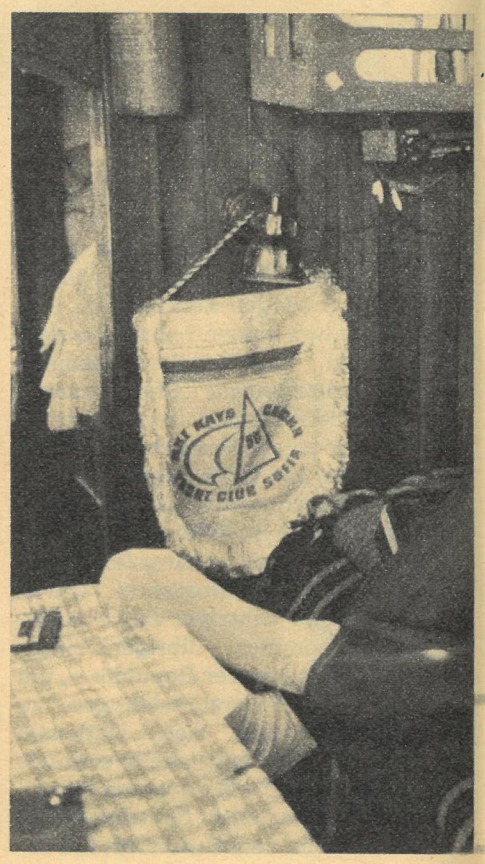


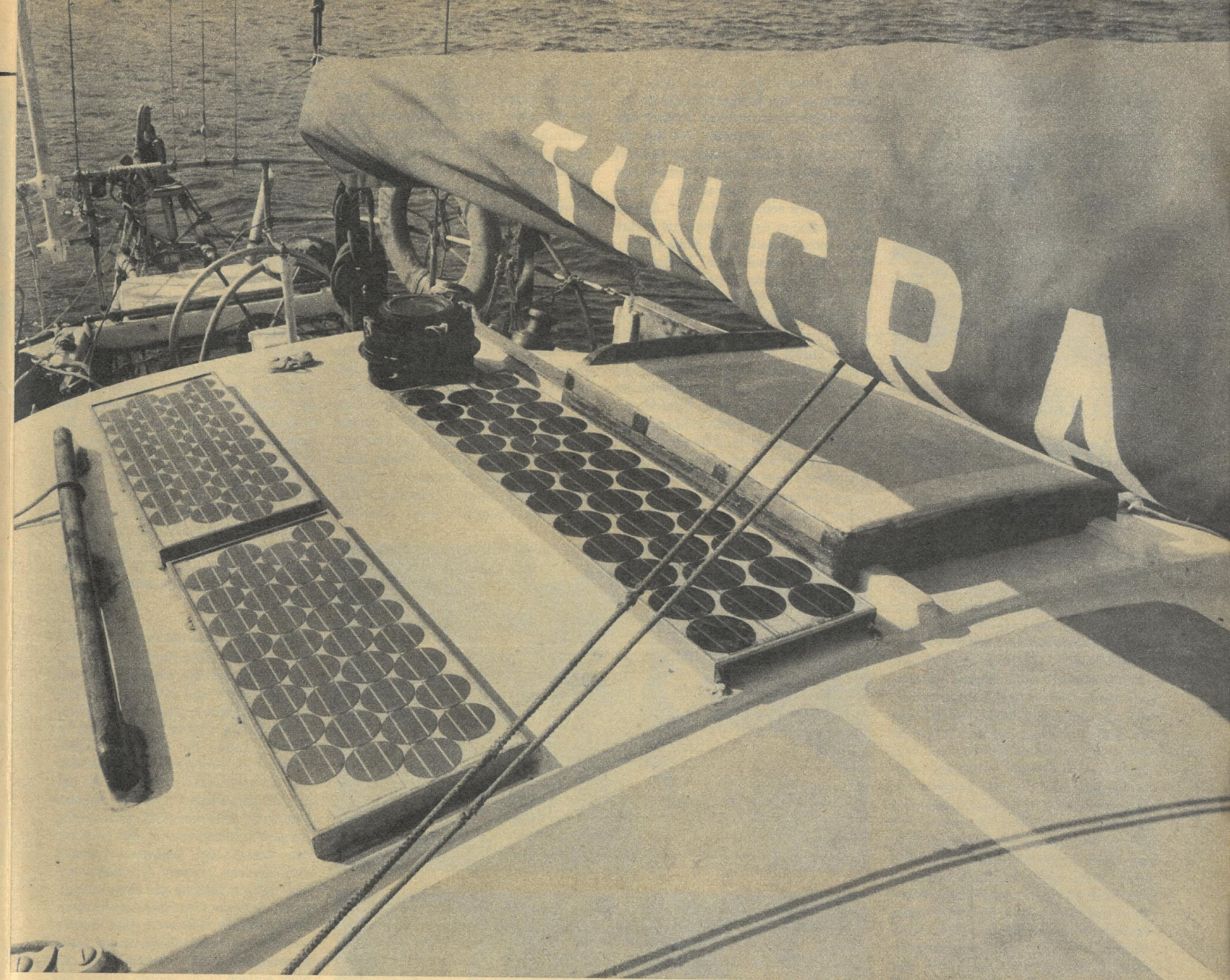
Mit der „Tangra" um die Welt

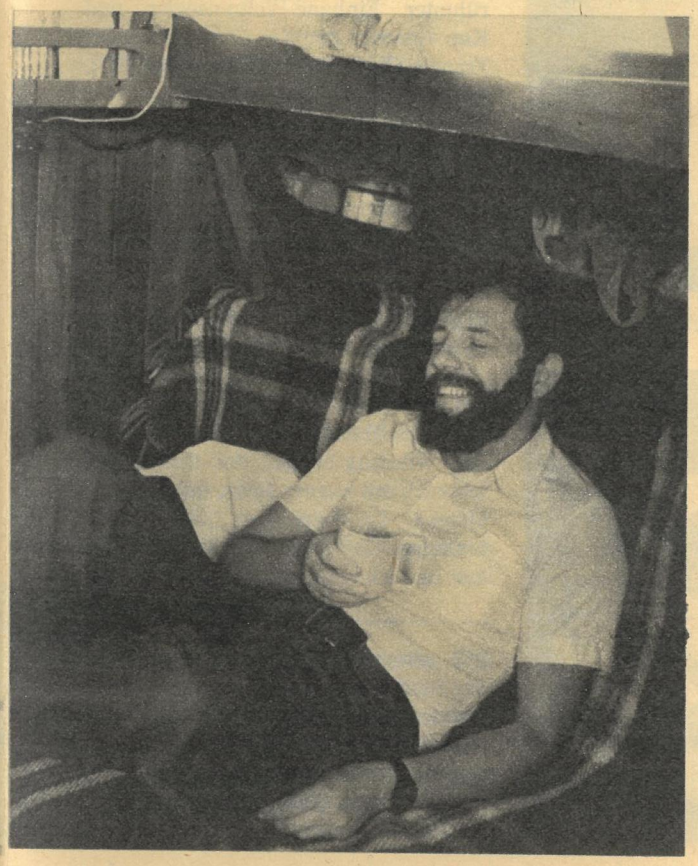
Der schlanke, schnittige Steven pflügte die Wogen, und das Heck grub die Kielspur der „Tangra" ins Wasser: hinweg über Ozeane und Meere, rund um den Erdball. Mast und Vorstag erzitterten, bogen sich unter der Last der Stürme, des harten Anpralls schwerer Brecher. Doch sie hielten, durchstanden alle Wetter. Wie die Jacht, wie ihr Kapitän – beim Orkan in der Tasman-See, im Zyklon westwärts der Magellan-Straße und beim Sturm vor Kap Hoorn. Alldem hat „Tangra" getrotzt: auf 36 500 Seemeilen rings um den Globus. Nun liegt sie im heimatlichen Wasser, am heimatlichen Kai – unscheinbar, als wäre die Gewalt der Elemente, wären Stürme und Wogen nicht gewesen. Weiß-blauer Bootskörper, sanft umspielt von smaragdgrünen Wellen – eine Jacht unter anderen, Mast im Mastenwald des Jachthafens der Chemiearbeiter...

Hier, im Süden der großen Meeresbucht von Burgas, am Strand gegenüber der Insel der Gefangenen von einst, „Bolschewik", ruht die „Tangra" aus von der großen Reise. Ein malerisch-romantischer „Ankerplatz" fürs erste. Nächstens, so scheint es unvermeidbar, wird sie unterm Dach eines eigens für sie gebauten „Tangra"-Museums stehen. Allein schon der Gedanke schneidet dem Skipper ins Herz. Jedoch: Ruhm verpflichtet!

Nikolai Dshambasow, 42jährig, sportlich-schlank, vollbärtig, Nichtraucher, (Fast-)Nichttrinker, Kapitän auf dem Burgaser Hafenschlepper „Titania", hantiert auf der Pantry-Seite der „Tangra"-Kajüte am Spirituskocher, müht sich, zwischen Fragen und Antworten Heißwasser für einen Kaffee auf die Back zu bringen. „Hier drin ist noch alles so geblieben, wie es bei der Ankunft







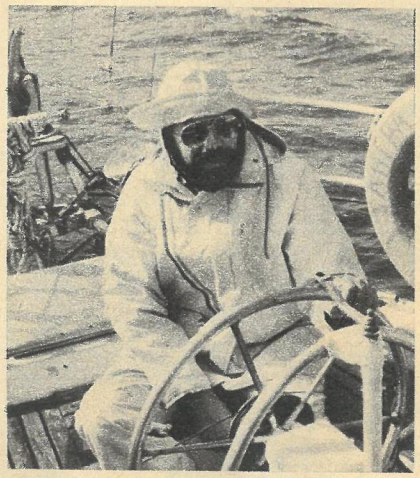
Unterm Himmel der Meere: Aller Strom an Bord aus Sonnenbatterien (oben). Die Bäume für Spanten und Planken selber gefällt, die Jacht allein gebaut (oben links). Weltumsegler Nikolai Dshambasow beim FREIE WELT-Gespräch in der „Tangra"-Kajüte (links) demonstriert die obligate „Schlafstellung" bei Sturm und hochgehender See…

war", entschuldigt er sich. Zum Ausladen und Aufklaren habe er bisher keine Zeit gefunden – und zum Beweis: „Sogar das Wasser im Tank ist noch aus Sydney…" Auf einmal ist alles da, uns ganz nah mit dem einen Wort Sydney: der fünfte Kontinent, Dshambasows „einsames" Segeln um die Welt, die Tage und Nächte allein auf der „Tangra", im Kampf mit der See, und das weite, weite Meer…

„Alle sagen: Nun setz dich hin und schreibe dein Buch über die Reise! Aber, wie soll ich? Der Kopf ist noch nicht ruhig. Zuviel stürmt auf mich ein. Interviews hier, Gespräche dort. Und dazu kommt die ‚normale Arbeit', mein Dienst auf dem Schlepper ‚Titania'. Doch am meisten beschäftigt mich etwas anderes", erzählt Nikolai, „oft hat mich unterwegs dieser Gedanke geplagt: Woher nehme ich nur die Worte, um das zu beschreiben, was ich erlebte – und wie ich es erlebte. Da steigt neben dir und der Jacht eine schwarze Wand hoch, zwanzig, dreißig Meter und mehr. Du weißt, hast es gehört, gelesen, daß es solche unwahrscheinlichen Wogen gibt. Aber nun sind sie auf einmal um dich! Du sitzt in der Plicht (Steuerstand – H. P.), krallst die Hände ans Steuer, schrecklich heult der Sturm, ungeheuerlich tobt die See. Sicher, du bist erfahren, vertraust deinem Glück und deinem Geschick, vertraust vor allem deiner Jacht. Aber du bist allein, nichts und niemand wird dir helfen bei diesem Teufelstanz des Meeres. Zertrümmert die nächste Woge dein Schiff, begräbt dich die See? Niemand wird wissen, wo es geschehen ist – und wie. Vielleicht hat ein Schriftsteller die richtigen Worte dafür. Aber ich bin keiner, und leider ist noch niemals ein Schriftsteller allein um die Welt gesegelt – allein um Kap Hoorn…"

Der Träumer

Nikolai bewahrt ein Tonband, eins, das für ihn besonderen Wert besitzt. Auf dem schmalen Magnetstreifen ist ein Gespräch festgehalten, das Dshambasow mit Zdisław Penkawa, dem bekannten polnischen Jachtsegler und Jachtbau-Ingenieur, vor Jahren an Bord der „Tangra" geführt hat. Es ist vor allem jener Satz, den Nikolai sich zur schönsten Ehre anrechnet. „Niemals habe ich eine besser und sicherer gebaute Jacht gesehen!", sagte der polnische Seglerfreund

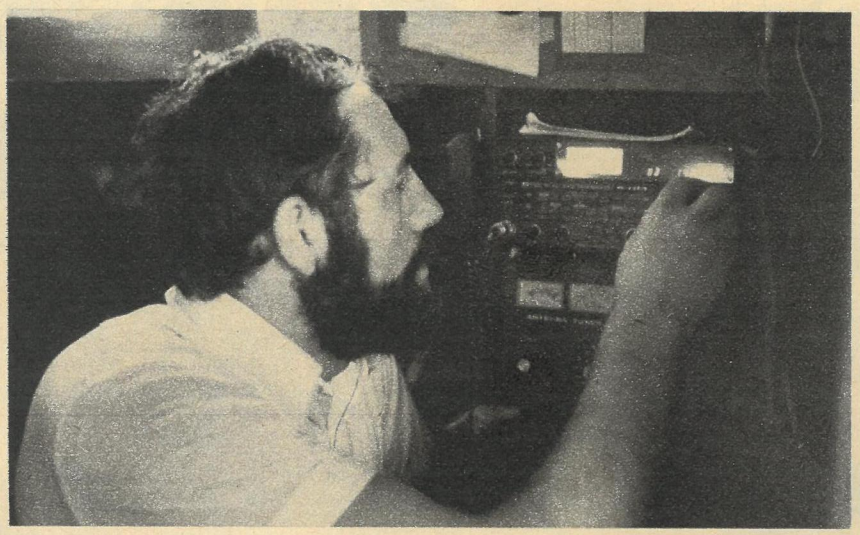


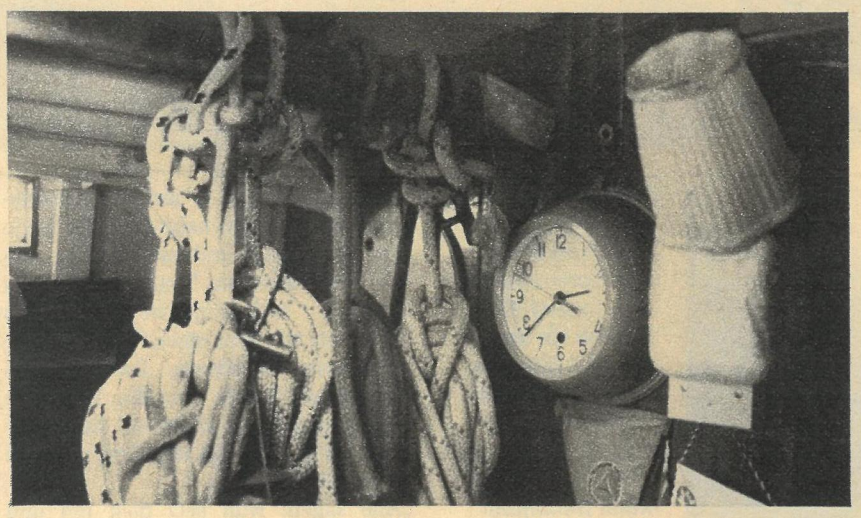
Mit der „Tangra“ um die Welt

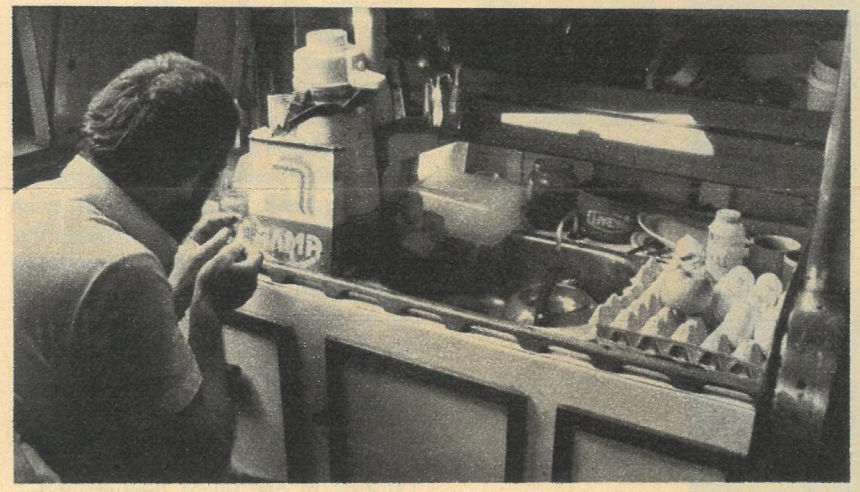
(der im übrigen schon viele, gleichfalls vortreffliche Jachten seiner Werft an bulgarische Segelklubs verkaufte). Unter den unzähligen Fragen, die der Weltumsegler seit seiner glücklichen Heimkehr beantworten muß, kehrt eine immer wieder: „Wie lange haben Sie an ‚Tangra‘ gebaut?“ Dshambasow: „Genaugenommen hat es sechs Jahre Arbeit mit den Händen gekostet, bis sie ‚auf der Erde‘ war. Dazu kommen nochmals zehn Jahre, während denen sie als Idee in meinem Kopf herumwirbelte. Doch im Grunde habe ich die ‚Tangra‘ mein ganzes Leben lang gebaut, beginnend von dem Tag, an dem ich zum ersten Mal in den Sofioter Pionierpalast ging, um mein erstes Schiffsmodell zu basteln, dann später im Modellbau-Klub von OWTPN (der bulgarischen Wehrsportorganisation – H. P.). Die Wurzeln meiner Familie reichen ans Meer, nach Burgas. Großvater war Hafenarbeiter, mein Vater Seemann. Ich wußte, daß ich einmal ihren Weg gehen werde, und ich bin ihn – nach einigen Umwegen – auch gegangen…“

Die „Umwege“, von denen Nikolai spricht, lagen allerdings vorwiegend in der richtigen Richtung. Nach dem Abitur absolviert er ein Technikum für Maschinenbau und Navigation, arbeitet im Sofioter Konfektionswerk „Witoscha“. Währenddessen ist er, nebenher, schon Ausbilder im neugegründeten hauptstädtischen Ruder- und Jachtklub am Pantscharewo-Stausee; überdies lernt er funken, wird als Funker zur Armee eingezogen. Die Zeit danach nennt er seine „wilden Jahre“; sein jugendhafter Überschwang begeistert ihn für starke Motoren und schnelle Maschinen; er baut sich einen Moto-Cross-Renner, gewinnt in verschiedenen Konkurrenzen, 1964 sogar die Nationale Meisterschaft, wird mit dem Titel „Meister des Sports“ geehrt, fährt noch eine Saison, quittiert – dem Drängen seiner jungen Frau zuliebe – diesen Sport. Die Ehe hält den – noch nicht. Koko (Koseform von Nikolai) stürzt sich ins Abenteuer eines Sensations-Artisten beim Bulgarischen Staatszirkus. Allabendlich rast er mit dem Motorrad kopfüber durch die schwebende Kugel… Doch auch das geht vorüber. Ihm bietet sich die Chance, an der Seefahrtsschule zu lernen, Seemann zu werden. Koko ludija – Koko, der Verrückte, wie ihn die Freunde scherzhaft nennen, ist bedacht genug, die Chance klug zu nutzen. Der 9000-Tonnen-Stückgutfrachter „Petâr Beron“ wird sein „Brotschipp“, das erste, mit dem er auf See geht. Als Praktikant, sechs Monate nach Kuba und retour. Er wechselt zur Technischen Flotte, erwirbt sein Steuermannspatent, schließlich das Kapitänspatent für die Schwarzmeerfahrt. Alle Zeit hat er gearbeitet, immerzu gespart – alles für seinen Traum: die Jacht, die den Kampf mit dem Ozean aufnehmen kann. Nikolai baute, jede freie Stunde nutzend, im Verlauf der Jahre eine Fünf-Meter-Jolle, einen Zehn-Meter-Katamaran, eine Fünf-Meter-Jacht. Allesamt Schritte hin zum erträumten Ziel: „Tangra“. Die „Wiege“ der Weltumseglerjacht, in deren Kajüte wir mit Nikolai Dshambasow sitzen, stand reichlich vierhundert Kilometer entfernt vom Meer – im Sofioter Vorort Dragalewzi, am Fuße des Witoscha. Nahebei befindet sich das Zentralstudio des Bulgarischen Films. Auf ihrem täglichen Weg dorthin fuhren die Filmleute am Bauplatz der „Tangra“ vorüber. Als sie vom Kiel zu den Spanten hochwuchs, kam Rangel Wâltschanow, bulgarischer Regisseur von Rang, zu Nikolai, schlug ihm vor, einen Film über den Bau der Jacht und ihren Erbauer zu drehen. „Dann wirst du viel Zeit brauchen“, sagte Dshambasow, „ich mache alles allein, alles mit meinen Händen!“

Der Film wurde gedreht, Phase um Phase auf Zelluloid dokumentiert. „Ich habe die Bäume, die Eichen, Eschen, weißen Bergkiefern für Spanten und Planken selber gefällt, habe die Maschinen für die Holzbearbeitung selber gebastelt, den Hangar selber gebaut“, erzählt Nikolai. Auch davon berichtet Wâltschanows Film, dem er den beziehungsreichen Titel gab: „Der Träumer“. Koko, nicht der Verrückte, sondern der Entschlossene, Willensstarke, der den Traum seines Lebens in die Wirklichkeit versetzt: mit Herz und Kopf und Händen!





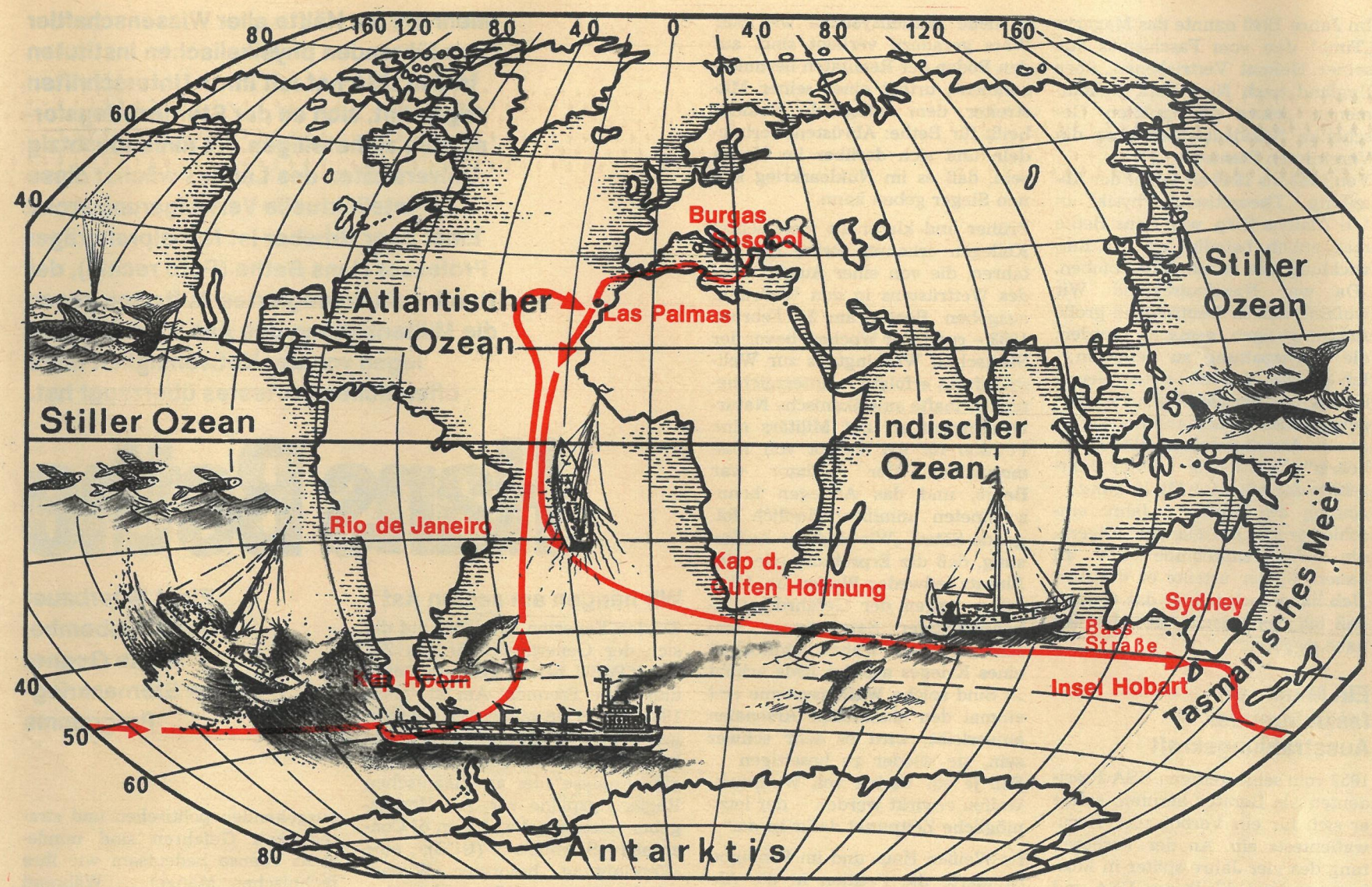


Seinerzeit, vor fünf Jahren, als „Tangra“-Kapitän Dshambasow von der Transatlantik-Regatta der Einhandsegler OSTAR 80 heimkehrte, empfing ihn eine Welle von Sympathie und manche Ehrung. Unter anderem wurde dem Atlantik-Überquerer – inzwischen Ehrenbürger von Sofia und Burgas – als erstem die höchste nationale Segler-Trophäe „Goldener Globus“ („Kor Karoli“) verliehen, benannt nach der Jacht des ersten bulgarischen Weltumseglers Georgi Georgiew (dessen Route allerdings nicht um Kap Hoorn, sondern durch den Panama-Kanal geführt hatte). Damals, im Kreis der Freunde, wurde Nikolai herausfordernd gefragt: „Und wo entlang, Koko, wird dein nächster Weg führen?“ Dshambasow hob den vergoldeten Globus in die Höhe, fuhr mit dem Finger um den kleinen Erdball, sagte: „Von hier… bis hier!“ Zeit und Erfahrung und eine erste große Bewährung im Ozean lagen hinter ihm. Das wirklich Schwere stand aber noch bevor…

Der Sieger

Nahezu zwei Jahre hat die Reise gedauert: von Sosopol bis Burgas – rund um die Welt, davon 253 „einsame“ Tage auf See, mit Start- und Zielpunkt Las Palmas (Gran Canaria) und dem Zwischenhafen Sydney (Australien). „Es war in meinem Leben der schönste Augenblick, als ich wieder den Boden der Heimat betrat. Niemals zuvor habe ich das so tief empfunden“, bekennt Nikolai. „Ich wollte beweisen, daß auch wir, die Bulgaren, Seefahrer sind, daß auch wir den Ozean mit einsamen Jachten durchkreuzen können. Ich wollte zeigen, daß ein Bulgare auf einer bulgarischen Jacht um Kap Hoorn segelt, mehr noch, daß die schwerste aller Routen erstmals mit einer selbstgebauten Jacht bezwungen wird.“ Dshambasow ist nicht einfach in die Spuren anderer berühmter Einhand-Weltumsegler und Kap Hoorner getreten – wie eines Sir Francis Chichester („Gipsy Moth IV“), Alain Colas („Manureva“) oder Krzysztof Baranowski („Polonez“). Das ist einer, der sich etwas in den Kopf setzt und mit Beharrlichkeit, Verbissenheit erreicht, was er sich vornimmt – notfalls sich selber überwindend: ein starker Mensch. Doch hat es während der Reise niemals „schwache Momente“ gegeben? Die lange Einsamkeit… das rauhe Meer… toddrohende Gefahren… „Das einzige, was zählt“, sagt Nikolai, „ist wirklich zu leben. Wer kein Ziel hat, wird sich überall einsam fühlen, vor jedem Windzug bangen. Auf dem Ozean lebte ich mit meiner Jacht, mit den Problemen, die jeder Tag, jede Stunde brachten. Das Meer war aufrichtig zu mir, und ich habe aufrichtig mit ihm ge-

253 „einsame“ Tage am Steuer – in der Plicht (links oben). Über Ätherwellen mit der Heimat und dem „Festland“ verbunden (linke Reihe, oben). Tauwerk und Bord-Chronometer (Mitte). Gastgeberpflichten der Pantry (unten).



Die Route Dshambasows und der „Tangra": 36 500 Seemeilen rund um den Erdball (oben). Heimkehr Ende Juli nach Burgas – herzlicher Empfang (unten).

kämpft... Natürlich, auf eine solche Reise muß man vorbereitet sein. Man braucht Kenntnisse, eine gute Gesundheit, man muß physische und vor allem psychische Belastungen bestehen können. Ich wußte, was mich erwarten kann. Und als es eintraf, war ich nicht überrascht. Weder bei den anhaltenden Windstillen in der Kalmenzone am Äquator noch bei den tagelang anhaltenden schweren Stürmen." – „Wird die Einsamkeit nicht quälend? 130 Tage bis Sydney, nochmals 123 Tage bis Las Palmas, und immer allein, allein auf der Jacht, allein im Meer?" – „Ich habe viel Musik gehört. Wenn das Wetter schön war, habe ich während der Nacht, wenn

ich am Steuer saß (tagsüber steuerte meist der Autopilot – H. P.), Mundharmonika gespielt, manchmal auch Arien gesungen. Ich bin kein guter Sänger, doch mich hörten ja nur meine Jacht und der Wind. Außerdem gibt es auf See alle Hände voll zu tun: Nach jedem Sturm mußt du die Jacht vollständig aufklaren, dieses oder jenes reparieren, dann mußt du waschen, kochen – vorausgesetzt, das Wetter läßt es zu. Größtenteils aber lebte ich ‚aus der Konserve', von Trockenmilch und -früchten. An Bord hatte ich die Bücher aller bekannten Weltumsegler, ich las viel. Und dann waren noch die vielen Freunde auf dem Festland mit ihren Stimmen bei mir: die Amateurfunker der Heimat und anderer Länder. Einem von ihnen sage ich besonderen Dank, dem blinden Neuseeländer Terry, der zwei Monate lang beständig Funkverbindung zu mir hielt und mir die Wetterberichte übermittelte..." Terrys Wettervorhersage kündigte auch an, was Nikolai und die „Tangra" tausend Seemeilen westwärts von Südamerikas Südspitze zu erwarten hatten...

„Das Barometer fiel sehr rasch und recht tief. Die Nacht brach herein (auf der Südhalbkugel ist Mitte Februar hoher Sommer – H. P.). Der Wind blies stärker, wurde Sturm, Orkan. Ich maß 220 km/h Windgeschwindigkeit. So ging es von Mitternacht, den Morgen und Vormittag hindurch; die See baute sich immer höher auf. Woge um Woge stürzte über die Jacht; aber ‚Tangra' kam jedesmal gut aus dem Wasser. Ich stieg in die Kajüte, um zum -zigsten Male meine klatschnassen Sachen zu wechseln, verschloß die Luke. In diesem Moment schlug ein Brecher von achtern zu, schob die Luke weg, und eine wahre Wasserflut brach in den Raum, kniehoch. Weil die Jacht rollte, schwappte das Wasser auf beiden Seiten die Wände hoch bis zur Decke. Dabei wurden alle meine Filme vernichtet. Oben am Mast zerfetzten Brecher die Antenne. Ich konnte nicht mehr senden. Darum glaubte man mehrere Tage, das Meer hätte die ‚Tangra' und mich besiegt... An diesem 13. Februar erblickte ich die so sehr gefürchteten kuppelförmigen Wellen – bis dreißig, fünfunddreißig Meter hoch. Das Schwerste brachte der Nachmittag. Was ich da erlebte, dazu fehlen die Worte; vielleicht gibt es sie in irgendeiner Sprache. Ich kenne sie nicht..."

Einem amerikanischen Reporter, der ihn – via Funk – fragte, welche Gefühle einen Segler bewegen bei solchem Wüten der See, antwortete Dshambasow: „Erst mal werde ich Sie fünf Tage hungern lassen, mit durchnäßten Sachen und bei null Grad Celsius. Dann werde ich Sie in einem Faß aus zehn Meter Höhe ins Wasser werfen, und dann will ich Sie über Funk fragen: ‚Wie fühlen Sie sich?'..."

Bevor wir wieder an Deck steigen, noch die Frage, weshalb Nikolai seine Jacht „Tangra" nannte. „Unsere Vorväter, die Urbulgaren, haben geglaubt, daß Tangra, ihr oberster Gott, alles vermag. Und ich habe geglaubt, daß ‚Tangra' als Jacht alles kann. Diesen Glauben hat sie mir nicht widerlegt..."

Mitarbeit: Ljuba Stiljanowa; Zusatzfotos: Archiv Dshambasow, Sofia-Press; Karte: Jochen Arfert

Mehr als die Hälfte aller Wissenschaftler von führenden physikalischen Instituten in den USA hat mit ihren Unterschriften abgelehnt, sich an der Sternenkriegsforschung zu beteiligen. An fünfundachtzig Universitäten des Landes wächst diese intellektuelle Verweigerungsfront. Einer ihrer Urheber ist Nobelpreisträger Professor Hans Bethe (Foto rechts), der durch sein couragiertes Auftreten gegen die Militarisierung des Alls viele Fachkollegen von der Notwendigkeit ihres öffentlichen Protestes überzeugt hat.

Hans Bethe

Einst Miterbauer der Atombombe, heute Gegner des Sternenkrieg-Programms

Im Jahre 1940 nannte das Magazin „Time" den vom Faschismus aus seiner Heimat Vertriebenen, über England nach New York Gekommenen „eines der größten Geschenke Nazideutschlands an die Vereinigten Staaten".
Von 1943 bis 1946 als Leiter der Abteilung „Theoretische Physik" in Los Alamos tätig, war Hans Bethe maßgeblich beteiligt an der Entwicklung der ersten Atombomben. „Da war Nazideutschland. Wir wußten, daß in Deutschland große Anstrengungen gemacht wurden, die Kernspaltung zu benutzen... Ich glaube, daß wir guten Grund hatten, uns um die Gegenwart Sorgen zu machen und an unserem eigenen Atombombenprojekt zu arbeiten", begründete er vier Jahrzehnte danach seine Mitwirkung.
Anfang der fünfziger Jahre entschied er sich nach langem Zögern, die Wasserstoffbombe mit zu bauen. Später urteilte er darüber: „Ich habe noch immer das Gefühl, daß ich das Falsche tat. Aber ich habe es getan."

Ein Mann von faszinierender Ausstrahlungskraft

1959 vom seinerzeitigen USA-Präsidenten als Berater berufen, setzte er sich für ein Verbot aller Kernwaffentests ein. An der Vorbereitung des vier Jahre später in Moskau von der UdSSR, den USA und Großbritannien unterzeichneten Vertrages über das Verbot der Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, im kosmischen Raum und unter Wasser hatte er persönlichen Anteil.
Im Oktober 1967 erhielt der mit vielen wissenschaftlichen Auszeichnungen Geehrte den Nobelpreis für Physik. Ausschlaggebend dafür waren seine Arbeiten zur Theorie der Kernreaktionen, insonderheit seine Entdeckungen über die Energieerzeugung in den Sternen.
In jüngster Zeit gehört der Professor der Cornell-Universität in Ithaca (Bundesstaat New York) zu den prominentesten Gegnern der Aufrüstungspolitik Washingtons. In der „New York Times" hieß es über den 79jährigen, er sei „von solcher Bedeutung und faszinierender Ausstrahlungskraft, daß ihm höchste Achtung gebührt".
Aufgrund seines Fachwissens ist er – Ehrendoktor verschiedener amerikanischer und britischer Universitäten und „bekannt auch für seine Fröhlichkeit und seinen guten Appetit" – wie nur wenige vertraut mit den Gefahren nuklearer Aufrüstung und immer „besserer Waffen". Seine Intimkenntnis ließ ihn zu einem namhaften Vertreter und Wortführer einer rüstungskritischen Gruppe von USA-Wissenschaftlern werden. Diese verkörpert, nach Bethes eigenen Worten, „keine radikale Friedensbewegung". Doch sie läßt nichts unversucht, „die Regierungsvertreter, die in neue Waffensysteme wie Star Wars geradezu verliebt sind, auf den Boden der Realitäten herunterzuholen", urteilt einer seiner Mitstreiter, dem anfügend: „Realität heißt für Bethe: Abrüsten, verhandeln und sich darüber im klaren sein, daß es im Nuklearkrieg keinen Sieger geben kann."

Früher und klarer als viele seiner Kollegen erkannte Bethe die Gefahren, die von einer Ausdehnung des Wettrüstens in den Weltraum ausgehen. Bereits am 24. Februar 1983 – rund vier Wochen, bevor der Startschuß Washingtons zur Weltraumfront erfolgte – unterzeichneten namhafte amerikanische Naturwissenschaftler und Militärs eine Petition für ein Verbot von Kosmoswaffen. Der Initiator war Bethe, und das Anliegen kennzeichneten unmißverständlich folgende Sätze: „Wir sind der Auffassung, daß die Erprobung oder der Einsatz jedweder Waffen im All – schon wegen der Gefährdung lebenswichtiger Satelliten – einschlägig die Wahrscheinlichkeit eines Krieges auf der Erde erhöht ... Sind solche Waffensysteme erst einmal den staatlichen Arsenalen einverleibt, wird es sehr schwer sein, sie wieder zu beseitigen ... Soll je ein Verbot von Weltraumwaffen erwirkt werden – der letztmögliche Zeitpunkt dafür ist da."

Im Weißen Haus und im Pentagon wanderte die Petition in die Ablage. Hier war man nicht an einem Verbot von Weltraumwaffen interessiert, hier wurden die Weichen in andere Richtung gestellt. Mittels einer weltraumgestützten Raketenabwehr Kernwaffen (und das hieß sowjetische) „unwirksam und überflüssig zu machen" – derart lautete die offizielle Begründung für ein gigantisches Rüstungsprojekt, das mit einem Aufwand von Dutzenden Milliarden Dollar begann. „Sternenkrieg" hieß es in Anlehnung an ein Hollywood-Filmspektakel, als „Strategische Verteidigungs-Initiative" (SDI) firmiert es amtlich.

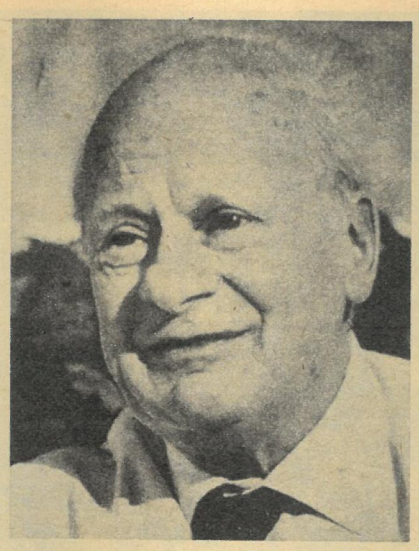
Die Behauptung, „SDI würde Schutz vor nuklearen Angriffswaffen bieten und somit zur Liquidierung der Kernwaffen führen", könne kein vernünftiger Mensch ernst nehmen, erklärte unlängst Michail Gorbatschow in seinem Interview für das USA-Nachrichtenmagazin „Time". Er sagte dazu: „Das ist nach Ansicht unserer und, wie ich weiß, auch vieler Ihrer Experten unerfüllbare Phantasie, ein leerer Traum. SDI ist selbst in jenen viel bescheideneren Ausmaßen, in denen es nach Einschätzung von Experten als ein in seinen Möglichkeiten beschränktes Raketenabwehrsystem realisierbar wäre, sehr gefährlich. Dieses Projekt wird zweifellos das Wettrüsten in alle Richtungen vorantreiben, was bedeutet, daß die Kriegsgefahr wächst. Dieses Projekt ist deshalb schlecht für uns und für Sie, schlecht für alle überhaupt."

Wir hängen am selben Ast

Zu den Experten der USA, auf die sich der Generalsekretär des ZK der KPdSU berief, gehören Bethe und seine Freunde. Am 21. März 1984 legten sie mit einem 106seitigen Report „Weltraumgestützte Raketenabwehr" die „erste unabhängige Analyse" der amerikanischen Regierungspläne vor. Als Herausgeber zeichnete die „Union of Concerned Scientists" (UCS), eine „Vereinigung besorgter Wissenschaftler" in den USA, und zu den Autoren der Studie zählten neben Bethe der Militärexperte Richard Garwin, der Astronom Carl Sagan, der Admiral a. D. Noel Gayler und das Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften Victor Weisskopf. Geleitet wurde die Studiengruppe vom Vorsitzenden des UCS-Vorstandes Henry Kendall.

In der Wissenschaftlern eigenen, sachlich-nüchternen Sprache vermerkte der Bericht: „Die von der ‚Star Wars'-Initiative (zu deutsch: Sternenkriegs-Initiative – d. Red.) ausgehenden politischen und strategischen Gefahren sind mindestens ebenso bedeutsam wie ihre technischen Mängel ... Während die erhofften Vorzüge einer Raketenabwehr weit entfernt und hypothetisch bleiben, sind die Gefahren kurzfristig zu erwarten und vorhersehbar." Das ganze Projekt gebe nur einen Sinn „als Bestandteil einer größer angelegten amerikanischen Anstrengung, eine Erstschlagfähigkeit zu erlangen"; es werde sich „zutiefst destabilisierend auf das nukleare Gleichgewicht auswirken, in Zeiten amerikanisch-sowjetischer Konfrontation das Risiko eines Atomkrieges erhöhen".

Mit Edward Teller (Foto links) verband Hans Bethe (Foto rechts) einst die gemeinsame Forschungstätigkeit, doch im Unterschied zu Teller, einem der Verfechter der Idee von einem Sternenkrieg, ergriff Bethe Partei gegen das Wettrüsten auf der Erde und im All.



mahnt zur Vernunft

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

Als Fazit umfassender Untersuchungen der technischen, technologischen, ökonomischen, strategischen und politischen Aspekte hob der Bericht hervor: „Wir müssen die wichtigste Realität des Nuklearzeitalters anerkennen: daß wir unsere Sicherheit nicht dadurch wiedergewinnen können, daß wir schlauerweise den dünnen, trockenen Ast absägen, auf dem die Sowjets sitzen. Denn wir hängen an ebendemselben Ast."

Teilnahme abgesagt

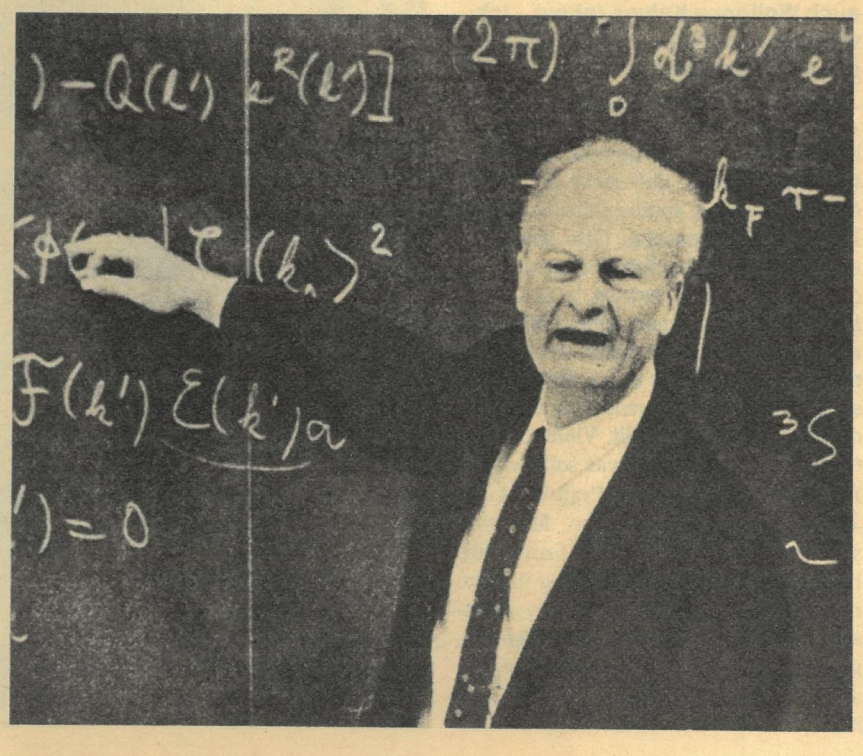
Dem UCS-Report folgten weitere Studien amerikanischer Expertenteams, als vorerst letzte eine vom Kongreß in Auftrag gegebene. Hervorhebenswert daran ist: Abgesehen von denen, die Abhängige der Rüstungskonzerne und des Pentagon zu Papier brachten, vermitteln sie samt und sonders die prinzipiell gleichen Erkenntnisse wie der UCS-Report. Immer stärker wandten sich die Wissenschaftler und Fachleute, ihre Komitees und Organisationen zugleich an die Öffentlichkeit. Sie aufzurütteln und mobil zu machen, verbanden sie sich mit Politikern, Parlamentariern, hochrangigen Beamten früherer US-Administrationen, Friedensbewegungen, politischen und sozialen Kräften unterschiedlichster Art. Ihre Bemühungen blieben nicht ohne praktische Resultate:

- Am 28. März 1984 gründeten in Washington Kongreßabgeordnete, Wissenschaftler und Vertreter von Friedensorganisationen eine Koalition für die friedliche Nutzung des Weltraums.

- Am 23. Mai 1984 votierte das Repräsentantenhaus in Washington mit 238:191 Stimmen gegen die weitere Erprobung von Antisatellitenwaffen und für ein einjähriges Testmoratorium.

- Am 30. Mai 1985 appellierten über 700 Mitglieder der Akademie für Wissenschaften der USA, unter ihnen 54 Nobelpreisträger, für ein Verbot von Weltraumwaffen. Nachdrücklich sprachen sie sich für entsprechende Verhandlungen zwischen den USA und der Sowjetunion aus.

- Am 27. Juni 1985 erneuerte das Repräsentantenhaus mit 229:193 Stimmen seine ablehnende Haltung gegen die Erprobung von Antisatellitenwaffen. Das Testverbot, so besagte der Antrag, solle solange in Kraft bleiben, wie die Sowjetunion keine entsprechenden Erprobungen vornimmt.



Parallel zu alledem entfaltete sich eine Bewegung, die mittlerweile 85 Universitäten der Vereinigten Staaten erfaßt hat. Sie begann im Frühjahr 1985 an der Cornell-Universität in Ithaka, wo Bethe das „Laboratory of Nuclear Studies" leitet, und am Technischen Institut von Massachusetts, wo sein UCS-Mitstreiter Kendall einen Lehrstuhl innehat. An beiden Einrichtungen sprachen sich Wissenschaftler gegen die Teilnahme an Forschungsarbeiten für das SDI-Programm aus, weil dieses „gefährliche Projekt das nukleare Wettrüsten beschleunigt und die internationale Sicherheit untergräbt". Zum ersten Male in der Geschichte amerikanischer Universitäten kam es zu einer Protestbewegung gegen ein spezifisches Waffensystem.

Mitarbeit verweigert

Die Aktion ist um so bemerkenswerter, als das Pentagon allein im laufenden Finanzjahr den Universitäten mehr als 600 Millionen Dollar für die SDI-Grundlagenforschung in Aussicht gestellt hat. Dazu Hans Bethe: „Für die Universitäten ist Star Wars wegen des lockenden Geldes eine Versuchung. Universitätsdirektoren und wissenschaftliche Fakultäten brauchen immer Geld. Und hier kommt das Star Wars-Büro und bietet Geld an. Den Universitäten wird gesagt, daß es keine Beschränkungen und Haken bei der Geldverwendung gäbe ... Es ist sehr schwer, dieser Versuchung zu widerstehen." Trotzdem verweigerten bisher mehr als 1500 amerikanische Wissenschaftler ihre Mitarbeit.

Wo Bethe auch in dieser Frage steht, daran ließ er nicht die Spur eines Zweifels. „Ich bin grundsätzlich gegen Star Wars; ich würde es einem jungen Wissenschaftler nicht raten, sich daran zu beteiligen", bekannte er. An die Adresse von Leuten gewandt, die von militärischer Weltraumforschung Spitzentechnologien erhoffen, argumentierte er: „Diese höchste Technologie hat nichts mit den Dingen zu tun, die an Zivilpersonen verkauft werden können. Die Technologie ist so spezialisiert, daß der ‚Abfall' für zivile Produkte minimal sein wird. Um ein besseres Auto zu machen, einen besseren Fernseher oder einen besseren Fotoapparat oder um bessere landwirtschaftliche Produkte zu produzieren, ist die Star Wars-Technologie nutzlos."

Mit dem Hinweis auf den Physiker Edward Teller, mit dem er beim Bau der Atom- wie der Wasserstoffbombe zusammenarbeitete und der „sehr viel Verantwortung für Star Wars trägt", führte Bethe gleichsam nebenbei die Mär von einer sowjetischen Bedrohung ad absurdum. Teller, so sagte er, „ist überzeugt, daß die Russen nicht drei Meter groß sind, sondern zehn Meter. Ganz egal, was für nachrichtendienstliche Erkenntnisse es gibt, er übertreibt und interpretiert sie ins Maßlose". In Wahrheit, betonte Bethe in einem Beitrag mit dem ehemaligen US-Verteidigungsminister Robert McNamara als Koautor, verhalte es sich gerade umgekehrt: „Buchstäblich jede Initiative im nuklearen Wettrüsten ist von den USA gekommen, das Nettoergebnis war jedoch eine ständige Erosion der Sicherheit Amerikas. Es gibt keine Beweise dafür, daß Weltraumwaffen eine Ausnahme wären."

Was also ist vonnöten? – „Es ist Zeit, daß wir nachdenken und versuchen, etwas Vernünftiges zu tun, anstatt mit dieser endlosen Rüstungseskalation weiterzumachen", meint Bethe. Worin das Vernünftige besteht? – „Die von den Kernwaffen ausgehende Gefahr kann einzig und allein durch eine kluge Politik ausgeschaltet werden ... Wir müssen versuchen, den Mitmenschen zu verstehen, zu verhandeln und uns bemühen, zu einer gewissen Übereinstimmung über die gemeinsame Gefahr zu gelangen", gibt er als Antwort. Wie der Weg zu einer weniger gefährlichen Welt beschaffen ist? – „Jeder kann sehen, daß es eine direkte und sichere Straße dorthin gibt: gleiche und überprüfbare ‚tiefe' Einschnitte bei den strategischen Offensivpotentialen und sofortige Verhandlungen zum Verbot aller Weltraumwaffen", vermerkte dazu bereits der UCS-Bericht vom Frühjahr 1984, entstanden unter maßgeblicher Mitwirkung Bethes.

Gemeinsam diese „direkte und sichere Straße" zu beschreiten, macht Inhalt und Anliegen der jüngsten sowjetischen Initiative zu den Genfer Verhandlungen und zu dem bevorstehenden Gipfeltreffen der höchsten Repräsentanten von UdSSR und USA aus. Kernpunkte sind das vollständige Verbot von Weltraumangriffswaffen und die Halbierung derjenigen Kernwaffen beider Seiten, die das Territorium der anderen erreichen können. Diesen Vorschlag sowie andere Abrüstungsangebote haben die sozialistischen Länder auf der jüngsten Beratung der Warschauer Vertragsstaaten in Sofia erneuert. Befragt, ob er einen Grund sieht, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blikken, optimistisch zu sein, entgegnete der einstige Miterbauer der Atom- und Wasserstoffbombe und heutige „Sternenkriegs"-Gegner Nobelpreisträger Hans A. Bethe: „Gorbatschows Aussage ist ein Grund."

Fotos: Archiv

Tag und Nacht in einem Riesenrad

Mitte September wurde in Prag-Hostivice ein 24-Stunden-Lauf gestartet. Der Sieger Otto Seidl (ČSSR) legte 251 Kilometer zurück. Wie sinnvoll ist so etwas? Was hat der Mensch davon?

Den 24-Stunden-Lauf, heutzutage von einer Handvoll besessener Männer sportlich betrieben, gibt es schon länger, als wir denken. Die hellenische Geschichtsschreibung berichtet von Kriegern, die – einen ganzen Tag im Laufschritt – mit wichtigen Meldungen endlos scheinende Strecken zurückgelegt haben. Eukides rannte zwischen Salamis und Delphi 200, in voller Kriegsrüstung bewältigte Phiddipides von Athen nach Sparta und zurück 250 Kilometer...

★

Was der 46jährige Berliner EOS-Sportlehrer Wolfgang Kahms jahrein, jahraus an Kilometern unter seine Füße nimmt, ist mit der Elle normaler sportlicher Freizeitbeschäftigung nicht zu messen und der Allgemeinheit zur Nachahmung kaum zu empfehlen. Er gehört zu der einsiedlerischen wie unverdrossenen Gattung von Maximalisten des Dauerlaufs, und es gibt Leute, die (respektvoll die Stirn runzelnd) sagen, er sei eben ein Verrückter.

Wer schon nimmt – egal, ob bei Sonne oder Regen oder gar Schneegestöber – sechzehnmal an einem „Hunderter" teil, läßt sich zehnmal für den „langen Kanten" des Rennsteiglaufes eintragen und siegt hier wie dort! Wer schon kommt auf die Idee, ohne Halt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu laufen! Wer schon labt sich im Gefühl, es sei doch gar nicht so schlimm gewesen, nach einem 24stündigen Dauerlauf über 237,872 Kilometer in aller Gemütsruhe an einer heißen Bouillon, setzt sich danach in den Speisewagen des D-Zuges Prag–Berlin, ißt Abendbrot, trinkt ein Bier dazu und sagt: „Alles klar, jetzt habe ich das gleiche Gewicht wie vor dem Start"! Und wer schon wirft sich bei all dieser Lauferei auch noch in das Abenteuer eines Triathlon (Schwimmen, Radfahren, Laufen), um im 13 Grad warmen Wasser des Leipziger Kulkwitzsees fröstelnd festzustellen, daß das „bei dem zu geringen Unterhaut-Fettgewebe des Läufers doch eindeutig zu kalt" war.

Für alles das hat Kahms ohne langes Überlegen ein paar deftige Bemerkungen parat, mit denen er sein „Verrücktsein" zu widerlegen weiß: „Den Sonnenaufgang-Sonnenuntergang-Lauf bestritt ich zu Wintersanfang, am kürzesten Tag des Jahres – nach sieben Stunden, neununddreißig Minuten und etwa hundert Kilometern war alles vorbei. Von einer fiebrigen Grippe mal abgesehen, bin ich seit 1953 ohne Krankschreibung geblieben. Wenn ich im Berliner Zentrum vergebens eine Parklücke suche, sage ich mir: Zu Fuß hin und zurück wärst du schon längst wieder zu Hause. Und noch etwas: Am vorjährigen 100-km-Lauf von Grünheide nahmen 38 Professoren und Doktoren teil ... Würde sie jemand fragen, was sie sich dabei so denken, wäre ihre Antwort genauso einfach wie meine: Laufen, ob zuerst ein paar Minuten, später meinetwegen auch ein paar Stunden, ist auf alle Fälle besser, als vom Fernsehsessel ins Bett zu fallen."

Im Grunde auch für die angeblichen Übertreiber wie Kahms hat der ehemalige Weltklasse-Langstreckler, heutige Sportmediziner und Biowissenschaftler Dozent Dr. sc. med. Hermann Buhl eine Lanze gebrochen, als er einmal in einem Interview der „Leipziger Volkszeitung" sagte: „Vor jedem noch so schwierigen Berg fragt sich der Alpinist: Warum mußt du dort hinauf? Er findet eigentlich immer wieder nur eine Antwort: Es reizt mich, dieses Ziel zu erreichen. Er will sich selbst prüfen, obwohl jeder Schritt gefährlich sein kann. Und dieses Prüfen heißt sich überwinden. Wenn er den Berg bezwungen hat, hat sich nichts verändert, nicht der Berg, nicht die Landschaft. Und dennoch hat er sein Ziel erreicht – er hat sein Wesen verwirklicht."

Acht Minuten gesessen

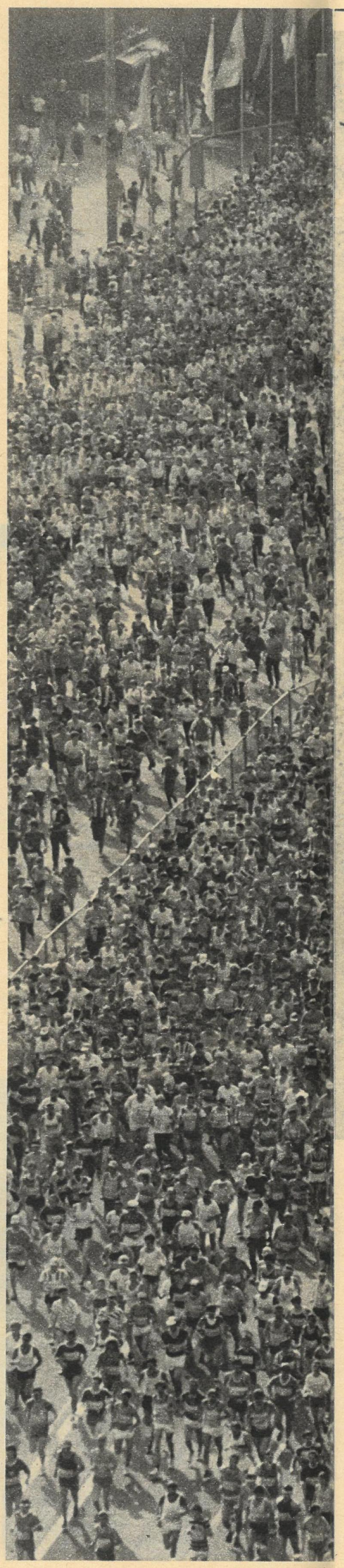
„Nach all den Läufen über 100 Kilometer und den Rennsteig entlang sowie dem jährlichen Ertrag von 7000 bis 8000 zurückgelegten Kilometern drängte es mich, einmal und dann nie wieder bei irgendeinem 24-Stunden-Rennen dabeizusein. Ich wollte erfahren, wo in einem Extremfall wie diesem meine tatsächlichen Grenzen liegen. Für eine solche Entscheidung kenne ich meinen Körper gut genug, als daß ich ihm aus purer Abenteuerlust oder durch unbedachte Risiken Schaden zufügen könnte. Kopfloser oder angeberischer Umgang mit meiner Lauferei ist mir noch nie widerfahren." Also schrieb Wolfgang Kahms in seinen Terminkalender „Prag-Hostivice, 14./15. September", fuhr während der Ferien zum Camping auf die Insel Rügen und trainierte zwischen Stubbenkammer und Kap Arkona nach allen Regeln der Kunst.

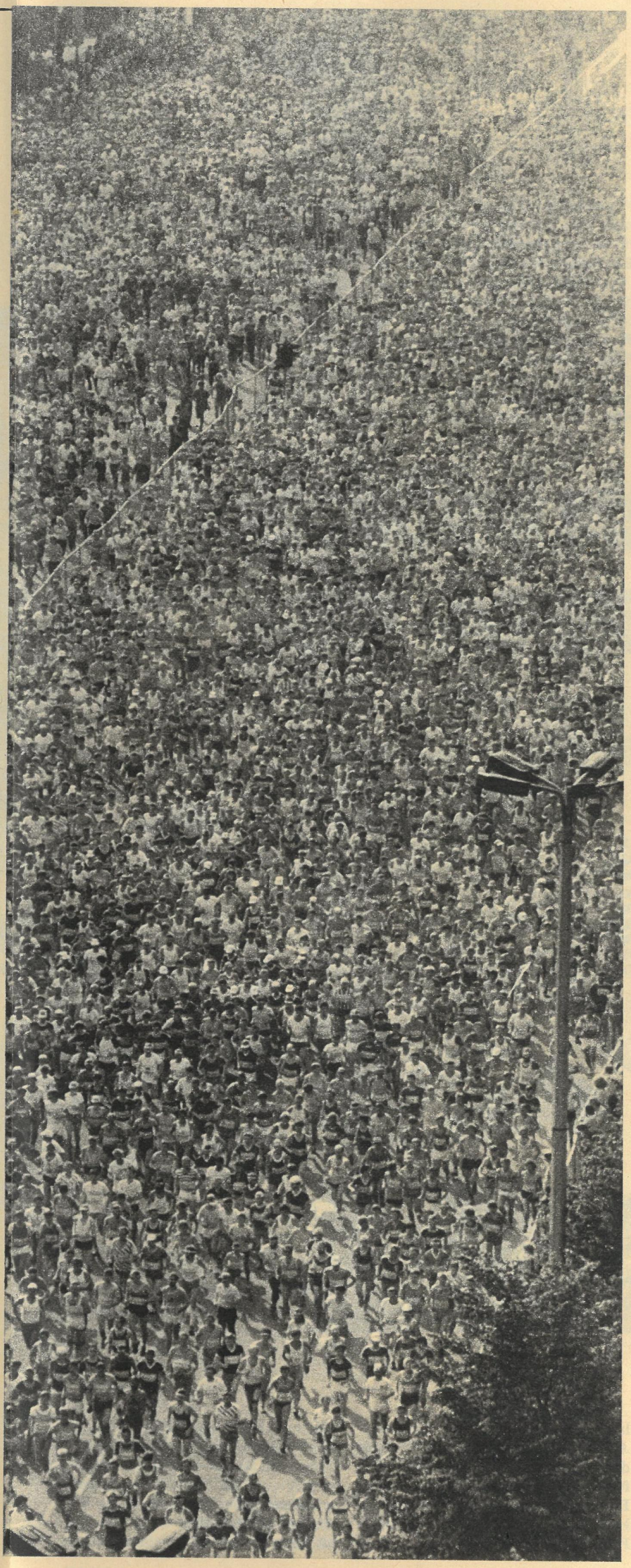
„Zum Höhepunkt meiner Vorbereitung machte ich einen Dreietappenlauf: 100 Kilometer am ersten, 85 am zweiten, 70 am dritten Tag. Und als ich diese Tour problemlos hinter mich gebracht hatte, sagte ich mir: Wenn du bei den ‚24 Stunden' von Hostivice 200 Kilometer schaffst, kannst du zufrieden sein. 220 Kilometer wären gut, 230 sehr gut. Es wurden sogar 237,782 Kilometer. Ich bin immer gelaufen, nie gegangen und

Berliner Friedenslauf 1985 (Bild rechts). 70 000 Starter, mittenmang auch Wolfgang Kahms (oben). „Ich war immer dabei, der Marathon war meine Strecke!"

hielt mich an das ungeschriebene Gesetz des Laufens, daß nicht die Länge der Strecke tötet, sondern die Intensität. Den Tschechoslowaken Otto Seidl, der mich mit 14 Kilometern Vorsprung auf den zweiten Platz verwies, habe ich am Ende nur noch gehen sehen. Nie kam mir das Gefühl, ich hätte mich übernommen. Was nichts daran änderte, anschließend zu bekennen: Nun also hast du dein Interesse gestillt. Vielleicht war es auch Neugier. Aber was soll's..."

Die vom Kreisausschuß Prag-West des Jugendverbandes und der Medizinischen Fakultät der Karls-Universität herausgegebene Ausschreibung machte mit den Regeln bekannt: Start Sonnabend 10 Uhr, Schlußzeichen Sonntag, gleiche Zeit. 4,7-km-Rundkurs, eine Stadionrunde einbezogen. Ab 20 Uhr nur noch im Stadion. Jeder Läufer muß





stündlich mindestens 400 m zurückgelegt haben... „Ich lief 22 Runden à 4,7 Kilometer, dann 316 im Stadion", erzählt Kahms. „Nur einmal, abends um acht, machte ich für acht Minuten eine Sitzpause, um ein halbes Thüringer Rostbrätl zu essen. Ansonsten lebte ich von Rosinen, Kara-Riegeln und Joghurt. Zwischendurch trank ich vornehmlich Bier. Es ist meine Erfahrung, daß bei der ständigen Zuführung von Kohlehydraten Obstsäfte oder gar Cola den übersäuerten Magen rebellisch machen..."

Alexander Komissarenko. Bei seinem 266,529-km-Lauf in 24 Stunden brannten nachts am Straßenrand Feuer, wurde am Ende eine Leuchtrakete gezündet.

Der „Super-Dlouha-Behy"

Auf tschechoslowakischem Terrain Vorreiter des Hostivice-Laufes war der „Super-Dlouha-Behy" vor acht Jahren in Ostrava. Dort ging es von 19 bis 19 Uhr nur über die 400-m-Tartanbahn. Der 35jährige Vitkovicer Ingenieur Bretislav Molata gewann damals, indem er 613 Runden drehte und 245,350 Kilometer lief – eine Tag-und-Nacht-Tour zu Fuß in einem Riesenrad. Interessehalber hatte sich Dr. Buhl die Sache angeschaut und sie als Arzt analysiert. Dabei kam er zu folgendem Fazit: „Die Bahnlänge war kein entscheidender Faktor. Die Läufer mußten in anderen Dimensionen denken, nicht in 400-m-Runden, sondern in Stunden. Nur wer das erkannte und sich von dem Gedanken an das Rundenkarussell frei machen konnte, hatte ein Chance durchzukommen. Nach etwa acht Stunden schienen die meisten erst allmählich zu begreifen, worauf sie sich eingelassen hatten – schon 60, 75 oder gar 90 Kilometer in den Beinen und noch zweimal so viel Laufzeit vor sich ... Für sie begann nun der ständige Kampf mit sich selbst, das fortwährende Auf und Ab zwischen Hoffnung und Zweifel: Schaffe ich's oder schaffe ich's nicht?"

Schon an jenem Wochenende vor acht Jahren war nach Feststellung Dr. Buhls klar zu erkennen: Wer zu schnell begann, geriet in eine ernsthafte Krise. „Anders Molata. Es war schon vier Uhr morgens, als er zum ersten Mal an der Spitze lag – die er bis zum Abend nicht mehr abgab. Er setzte dreimal eine halbe Stunde aus und legte mehrere Kurzpausen von etwa fünf Minuten ein, die der Flüssigkeitsaufnahme, der Massage und Einreibungen dienten. Sehenswert die Rationalität seines Laufstils: Eine ‚Flugphase' war noch erkennbar, doch sie lag schon an der untersten Grenze..."

Als Wissenschaftler war es für Buhl bedeutend zu sehen, wie weit der menschliche Körper Extreme solcher Art toleriert. „Die 16 Läufer in Ostrava haben bewiesen, daß die tragenden Funktionssysteme wie Herz-Kreislauf, Stoffwechsel, Atmung und Temperaturregulation durchhalten. Für sie, die schon jahrelang lange Strecken gelaufen sind und durchtrainiert waren vom Scheitel bis zur Sohle, war das die Suche nach einem neuen Extrem, mitnichten ein sinnloses Unterfangen..."

Der Ehrenkilometer

In einer Sendung des Moskauer Rundfunks über die sowjetischen 24-Stunden-Läufer war von dem Wunsch die Rede, „die Reserven des menschlichen Organismus zu erfahren". Bei 30 Grad Hitze am Tag und nur wenig erholsamer Abkühlung nachtsüber gewann der Tulaer Ingenieur Alexander Komissarenko im „Fili"-Stadion den ersten 24-Stunden-Lauf von Moskau. Für seine 224 Kilometer drehte er 560 Runden. Später, 1982 und schon Mitte vierzig, kam er auf einem 11,5-km-Rundkurs auf 266,529 Kilometer. Während er nach dem Zieleinlauf gratis noch einen Ehrenkilometer dazulegte, schrieben die Kampfrichter vor lauter Begeisterung seine Leistung mit Kreide auf den Asphalt. Zu Komissarenkos stärksten Konkurrenten gehörte schon immer der Hüttenwerker Wladimir Demenjow, der in seiner Kindheit vom Arzt den dringenden Rat erhalten hatte, öfter mal zu laufen – das würde seiner angegriffenen Gesundheit guttun ...

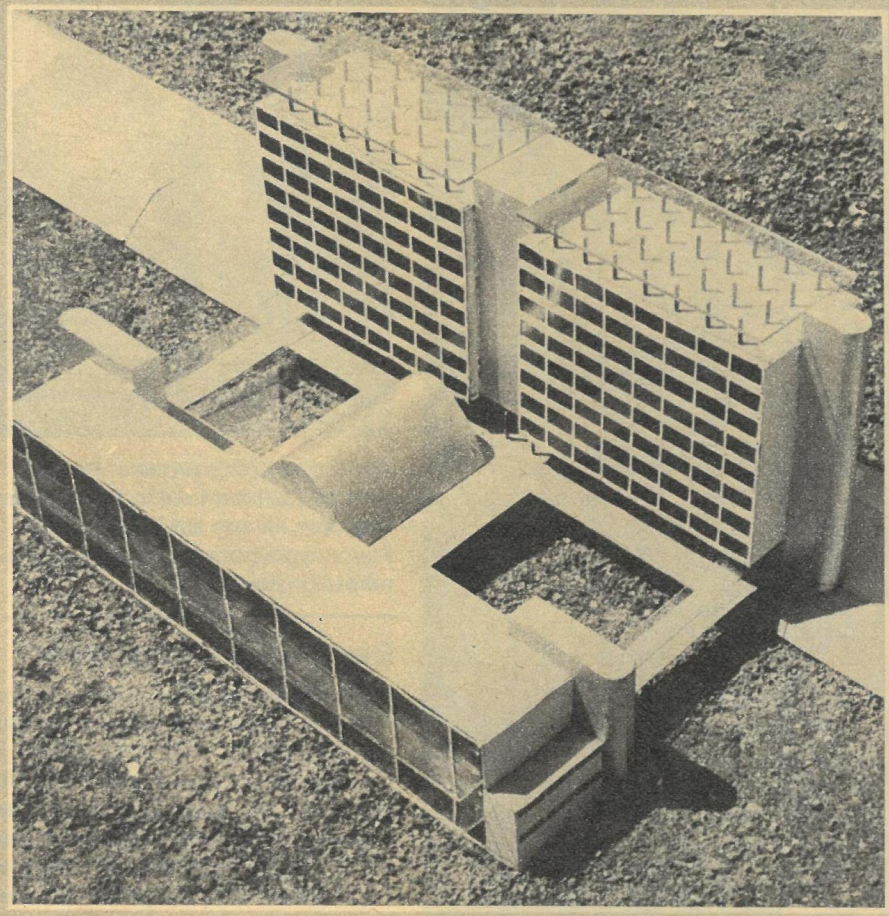
„Es ist kaum damit zu rechnen, daß der 24-Stunden-Lauf weite Verbreitung finden wird", meint Dr. med. Leonid Wosnessenski. „Doch läßt sich heute eins mit Gewißheit sagen: Leute, die das Liegen auf dem Sofa als die beste Erholung ansehen, riskieren viel mehr als diese eigenwilligen Maximalisten. Wladimir Demenjow hat zu mir gesagt, daß es sich nach einem Lauf leicht und angenehm arbeiten lasse und er das Gefühl habe, zehn Jahre jünger zu sein ..."

Hans Richard Vollbrecht (Text). APN/Anatoli Alkow, Peter Kroh, privat (Fotos).

FREIE WELT–Serie 1

Professor Dr. Gerhard Kosel, ehemals Staatssekretär im Ministerium für Aufbau, Präsident der Deutschen Bauakademie und Vorsitzender der „Ständigen Kommission Bauwesen" des RGW, ging 1932 in die Sowjetunion. Der deutsche Kommunist und Architekt arbeitete in leitenden Stellungen am Aufbau des Metallurgischen Kombinats in der westsibirischen Stadt Nowokusnezk mit. Nach dem faschistischen Überfall war Gerhard Kosel bei der Evakuierung von Industriebetrieben und bei ihrem Wiederaufbau im Osten des Landes eingesetzt. Nach dem Krieg übernahm er eine wichtige Aufgabe in einem wissenschaftlichen Forschungskollektiv des Ministeriums für Verteidigung der UdSSR, bevor er 1954 wieder in die Heimat zurückkehrte. Für FREIE WELT erinnert sich Gerhard Kosel an Episoden aus seiner Zeit in der Sowjetunion.

Es war ein heißer Boden, auf dem wir kämpften



**Professor Gerhard Kosel 1932 in Nowokusnezk.
Eine Studienarbeit des Studenten Gerhard Kosel von 1931: der Entwurf für ein Hotel in Chemnitz in industrieller Bauweise.**

Am 4. April 1932 loderten in Nowokusnezk die Feuer des ersten Hochofens auf. Durch die Drähte jagte ein kurzes Blitztelegramm: „Moskau, Kreml. Erster Abstich von 64 Tonnen Roheisen erfolgt."

Drei Monate nach diesem denkwürdigen Ereignis, Ende Juli 1932, fand ich mich inmitten eines emsigen Hin und Hers von Neuankömmlingen zwischen Bergen von Säcken, Körben und Bündeln auf dem Bahnsteig der Station Nowokusnezk. In der Aufbauleitung gab es ein freundliches Willkommen, ein kurzes Gespräch über die bevorstehenden Aufgaben. Bald war ich in einem nach sibirischer Art gebauten Blockhaus untergebracht. Am nächsten Morgen begann mein erster Arbeitstag in der großen Gemeinschaft der Erbauer des Kusnezker Metallurgischen Kombinates.

Erfüllte Hoffnungen

Mein Entschluß, am Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion mitzuarbeiten, kam nicht von ungefähr. Wenn ich im nachhinein über die Beweggründe nachdenke, sehe ich die unmittelbaren Anlässe, aber auch die Wurzeln meiner Entscheidung schon in Erlebnissen, in dem frühen Leid meiner Kindheit und Jugend.

Ich wurde 1909 in Schreiberhau, dem heutigen Szklarska Poręba, geboren, einem Dorf im Riesengebirge, das sich am Anfang unseres Jahrhunderts viele Schriftsteller und Wissenschaftler – Gerhart und Carl Hauptmann, Wilhelm Bölsche – zum Wohnsitz gewählt hatten. Ich stamme aus einer Handwerkerfamilie: Mein Vater war Klempner und Installateur, meine Mutter Köchin in einer Fremdenpension. Die neurotische und tyrannische Wesensart meines Vaters, die auf eine schwere Verwundung im ersten Weltkrieg – er sprach oft von 17 Granatsplittern, die ihm im Leibe steckten – zurückzuführen war und die sich infolge von Inflation, Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, Geldsorgen und Schulden ständig verschlimmerte, machte das Leben in der Familie zur Hölle.

In der Suche nach einem Ausweg und im Aufbäumen gegen die Erniedrigungen, denen meine Mutter und ich selbst über viele Jahre ausgesetzt waren, erkenne ich die ersten Ansätze, die zum Nachdenken über Gerechtigkeit, Menschenwürde, über die bestehende Ordnung in Familie und Gesellschaft Anlaß gaben und später die Bereitschaft erzeugten, aus der vorgezeichneten und schon mit Erfolg angetretenen bürgerlichen Lebensbahn ohne Vorbehalt auszuscheren.

Einen entscheidenden Anteil an dem Entschluß, in der Sowjetunion am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken, hatte mein Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Berlin. Nach vier Semestern der Ausbildung an der Technischen Hochschule in München war ich 1929 nach Berlin übergesiedelt. Grund dafür war vor allem der Wunsch, zu Architekten in die Lehre zu gehen, die ich mir – neben den besten Architekten des Bauhauses – zu Leitbildern gewählt hatte. Es waren dies Professor Bruno Taut, der sich nicht nur durch seine hervorragenden Leistungen im sozialen Wohnungsbau, sondern auch als Kämpfer für den sozialen Fortschritt großes Ansehen erworben hatte, und Professor Hans Poelzig, der Senior der deutschen Architekten, der Schöpfer des Großen Schauspielhauses, der Skalaktiten-Szenerie der großen Reinhardt-Aufführungen in Berlin, der Schöpfer des Entwurfs einer einzigartigen Bühne für die Salzburger Festspiele, der Baumeister des großen Verwaltungskomplexes der I. G. Farbenindustrie in Frankfurt am Main.

Meine großen Hoffnungen gingen in Erfüllung. Ich wurde „Poelzig-Schüler" – damals ein Begriff –, ich wurde Schüler von Bruno Taut. Tauts Lehre basierte auf seinen tiefen Einsichten in das Wesen und die Aufgaben der Architektur als einer komplexen gesellschaftlichen

Erscheinung. Die Frage des Wohnens stellte er in einen unmittelbaren Zusammenhang mit den sozialen Problemen seiner Zeit. Die zeitweilige Stabilisierung der Wirtschaft, die in der Weimarer Republik Mitte bis Ende der zwanziger Jahre zu einer umfangreichen Bautätigkeit geführt hatte, war Anfang der dreißiger Jahre der Krise gewichen. Die Zahl der Arbeitslosen stieg rapide an – die Bautätigkeit ging schnell zurück. Das staatliche Wohnungsbauprogramm, das unter anderem in den für jene Zeit mustergültigen Wohnsiedlungen wie Berlin-Britz oder Frankfurt/Main-Römerstadt seine Verwirklichung gefunden hatte, wurde durch „Notverordnungen" auf die Errichtung von Unterkünften für das „Existenzminimum" – unsozialen Kleinstwohnungen – und auf den Bau von Vorstadtsiedlungen, bestehend aus Einzelhäusern mit Stall und Kleingärten für die Selbstversorgung, umorientiert.

Projekt für ein Arbeitertheater

Das intensive Studium der sozialen Probleme des Wohnungswesens führte zwangsläufig zum Nachdenken über die Ursachen der vorhandenen Mißstände. In den Seminarveranstaltungen von Professor Taut begannen Diskussionen mit politischem Inhalt – nicht ohne den Einfluß einiger kommunistisch orientierter Seminarteilnehmer – einen wachsenden Umfang einzunehmen und über den begrenzten Kreis der Wohnungsprobleme hinauszugehen. Wir Studenten stellten die Frage: Wem nutzen Städtebau und Architektur? Sollen sie auch weiterhin den Reichen dienen, dem Bau von privilegierten Wohn- und Geschäftsbezirken der Städte, von Bankpalästen, von Luxusvillen, wie sie auf der großen Berliner Bauausstellung 1931 gezeigt wurden, oder sollen sie den Massen der Werktätigen helfen, „vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden"? Ich gelangte nach vielen Disputen, Überlegungen Schritt für Schritt zu der Erkenntnis, daß der Bau menschenwürdiger Wohnungen und zweckmäßiger, schöner Städte vor allem eine politische Frage ist und nur durch die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung – in der das Privateigentum an Grund und Boden, Bodenspekulation und Habsucht in der Regel jeden Ansatz zu einem vernünftigen Städtebau zunichte macht –, im Sozialismus gelöst werden kann, in dem die Ressourcen der Gesellschaft vor allem im Interesse der Allgemeinheit genutzt werden. Diese Erkenntnis, die übrigens Bruno Taut in dieser Eindeutigkeit nicht akzeptierte, wurde gestützt und beflügelt durch die mit großer Aufmerksamkeit aufgenommenen Berichte über den begonnenen sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion. In einer Großveranstaltung in Berlin informierte Ernst May, früher Stadtbaurat in Frankfurt am Main, über die Mitwirkung deutscher Architekten und Ingenieure am Aufbau neuer, sozialistischer Städte in der Sowjetunion. Die technischen, vor allem aber die sozialen Aufgabenstellungen für die Planungen, die Möglichkeiten, Städte ohne die Barrieren des Privateigentums an den wichtigsten Produktionsmitteln und an Grund und Boden bauen zu können, setzten für uns Studenten völlig neue Maßstäbe des Denkens und der Phantasie. Bald drangen Aktivitäten des sozialistischen Aufbaus unmittelbar in die Wirklichkeit unserer Hochschule.

In der Meisterwerkstatt von Professor Poelzig wurde in Tag- und Nachtschichten an den Wettbewerbsentwürfen für ein Theater in Charkow und später für den Sowjetpalast in Moskau gearbeitet. Professor Bruno Taut, der im Seminar des öfteren über seine Reisen in die Sowjetunion berichtet hatte, wurde 1931 zur Teilnahme an einem Wettbewerb für den Bau eines Hotels im Moskauer Zentrum aufgefordert. Die Informationen aus der Sowjetunion und das Engagement unserer Lehrer für das Bauen im Sozialismus übten einen großen Einfluß auf Zielvorstellungen und sogar auf die Arbeit vieler Studenten aus.

Im Seminar von Professor Poelzig legte ein Student als Lösung der Studienaufgabe „Ländliche Siedlung" das Projekt einer Kollektivwirtschaft – 1931!! – mit Maschinen-Traktoren-Station, Ställen für die gemeinsame Viehhaltung, Kindergarten und Dorfklub vor. Ich befaßte mich mit dem Entwurf eines Arbeitertheaters, in dem ich versuchte, die neuen Ideen der sowjetischen Regisseure A. J. Tairow und W. E. Meyerhold in die Wirklichkeit umzusetzen. In meinem Projekt gab es keine Trennung von Zuschauerraum und Bühne, die moderne Film- und Lichttechnik sollte in umfassender Weise zur Anwendung kommen, so wie dies heute im Palast der Republik in Berlin geschieht. Eine Konsultation mit dem Regisseur Erwin Piscator gab mir Mut, bei der Gestaltung des Innenraums und des Gebäudeaufbaus neue Wege zu gehen.

Aus dem Gesagten darf keinesfalls der Eindruck entstehen, daß das Studium an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg lediglich weltumwälzenden Ideen gewidmet war. Die Studenten erhielten ein solides Wissen in Statik und Festigkeitslehre, im Wohnungs- und Industriebau, im Stahl- und Stahlbetonbau, in der Technologie und Mechanisierung des Bauens, in der Bauwirtschaftslehre, das sie befähigte, auch auf der Baustelle ihren Mann zu stehen.

Meine Erkenntnisse über die Grundvoraussetzungen für die Entwicklung von Städtebau und Architektur und das beginnende politische Engagement für den Kampf der Arbeiterklasse waren 1930 Anlaß zu meinem Eintrit in den Roten-Studenten-Club an der Technischen Hochschule gewesen, eine Vereinigung linksgerichteter Studenten, die die Ziele der Kommunistischen Partei Deutschlands unterstützte.

Unsere Gruppe, der besonders Architekturstudenten aus den Seminaren von Professor Taut und Professor Poelzig, aber auch Studenten anderer Fachrichtungen, zum Beispiel des Maschinenbaus, wie Erwin Kramer und Heinrich Koenen, angehörten, war nicht groß, aber aktiv. In unserer Arbeit gingen wir von den Interessen der Studenten aus, den Problemen ihres Studiums, ihrer Lebensverhältnisse, ihrer Zukunft. Wir agitierten gegen die neue Gebührenerhöhung, gegen die schon faschistische Züge tragende Studienreform. Unsere Gesprächspartner waren Sozialisten und Christen, Demokraten und vor allem die vielen Unschlüssigen, die nach Beendigung des Studiums das große Nichts, die große Arbeitslosigkeit, vor sich sahen. Wir versuchten, sie alle für unsere fortschrittlichen Ziele zu gewinnen.

Verhöre im Rektorat

Unser „Schwarzes Brett", das in einem Gang neben dem großen Lichthof der Technischen Hochschule hing, den täglich Hunderte von Studenten passierten, nutzten wir als Wandzeitung, in der wir vor allem Informationen brachten, die von der bürgerlichen Presse unterdrückt wurden. Unser besonderes Anliegen bestand darin, ein wahrheitsgetreues Bild des sozialistischen Aufbaus der UdSSR zu vermitteln. Mit Flugblättern, auf Diskussionsabenden und Kundgebungen warben wir für das gemeinsame Handeln aller antifaschistischen Kräfte. In den Diskussionen wurden von uns aktuelle und prinzipielle Probleme angesprochen. Aus der Versammlung heraus wurden Fragen gestellt, neue Theorien entwickelt, und wir antworteten darauf. Unsere Genossen waren bemüht, das so gut wie möglich zu tun. Die Kompliziertheit der aufgeworfenen Probleme zwang uns, zwischen Vorlesungen und Propagandaarbeit auch die Hauptwerke der Klassiker des Marxismus-Leninismus, wie „Das Kapital", „Dialektik der Natur" und „Staat und Revolution", intensiv zu studieren. Wir gingen auch in die große Öffentlichkeit. Eine der gelungensten Aktionen des Roten-Studenten-Clubs war das Hissen der roten Fahne auf dem Hauptgebäude der Berliner Universität am 1. Mai 1931.

Es war ein heißer Boden, auf dem wir kämpften. Fast keine unserer Veranstaltungen verlief ohne grobe Provokationen durch die Nazis, die unter der Führung des damaligen Assistenten im Seminar von Professor Tessenow an der Technischen Hochschule, des späteren Kriegsverbrechers Albert Speer, ihren Hauptangriff gegen uns Sozialisten richteten, nicht selten unterstützt von den Schlägern des berüchtigten SA-Sturmes 33. Bei diesen harten Auseinandersetzungen halfen uns Genossen der Charlottenburger Betriebe.

Danach folgten Verhöre im Rektorat. Meist fiel auf mich als den Leiter des Roten-Studenten-Clubs die Aufgabe, vor dem Rektor zu erscheinen und Drohungen, Rügen und Strafen entgegenzunehmen. Die Wandzeitung wurde oft für Wochen verboten. Einer unserer Genossen, Leo Dobringer, der an der Universität studierte, wurde zu jener Zeit durch Verteufelung und den Ausschluß vom Studium in den Tod getrieben.

Der erste Lehrgang im Wohnungsbauseminar von Professor Bruno Taut ging 1931 seinem Ende entgegen. Einen zweiten gab es nicht. Taut hatte sich entschlossen, einer Einladung der Regierung der UdSSR zur Arbeit in der Sowjetunion zu folgen. Zum Abschluß lud Bruno Taut seine Schüler in sein wegen der ideenreichen Gestaltung bekanntes Haus in Berlin-Dahlwitz ein. Wir machten einen Rundgang durch die Räume, viele Details, vor allem die Farben, wurden bewundert und gelobt. Aus dem Garten ging es in das große Wohnzimmer. Genossin Erica Taut hatte auf dem berühmten runden „Tisch ohne Tischdecke" ein kaltes Büfett vorbereitet. Wir saßen lange zusammen. Die großen Ereignisse der Seminarzeit wurden noch einmal durchgesprochen und kommentiert. Dann hörten wir auf allgemeinen Wunsch – wir kannten Taut als großen Bach-Verehrer – die schönsten Sätze aus den Brandenburgischen Konzerten. Ehe wir auseinandergingen, legte Bruno Taut noch eine Platte auf: die Internationale. Wir waren glücklich, voller Hoffnung, voller Tatkraft. Bei der Verabschiedung wurde das nächste Zusammentreffen verabredet: in Moskau.

1932 war Bruno Taut in die Sowjetunion übergesiedelt und arbeitete mit einer Entwurfsgruppe am Wettbewerb für das große Hotel, das in Moskau zwischen Manege- und Swerdlowplatz errichtet werden sollte, weiterhin an Wohnbauten, einem Kulturzentrum und einem Theater.

Ein erstes Gespräch mit Bruno Taut in Moskau hatte ich auf dem Belorussischen Bahnhof, wo er seine Frau, die mit dem gleichen Zug wie ich nach Moskau gefahren war, erwartete. Er hatte mir schon früher eine Mitarbeit in seiner Gruppe angeboten. Wir verabredeten ein Treffen. Dazu ist es nicht gekommen.

Im Volkskommissariat für die Schwerindustrie vor die Wahl eines Arbeitsfeldes in Moskau oder auf einer der Großbaustellen des Fünfjahrplanes gestellt, hatte ich mich für die Mitarbeit beim Aufbau des Metallurgischen Kombinates in Nowokusnezk in Westsibirien entschieden. Ich schloß einen auf zwei Jahre befristeten Arbeitsvertrag mit dem Moskauer Betrieb „Sojusstandartshilstroj" ab. „Befristet" – schloß ich den Vertrag ab, weil ich die Absicht hatte, nach etwa zwei Jahren nach Deutschland zurückzukehren. Gestützt auf eine Kenntnis des sozialistischen Aufbaus hätte ich mir dann in meiner Agitation nicht mehr, wie bisher, vorwerfen lassen müssen: „Geh mit deinen schönen Sprüchen vom Sowjetparadies, du hast ja alles nur vom Hörensagen. Wie es wirklich aussieht, weißt du ja nicht!" Die Tätigkeit auf der Baustelle sollte dazu dienen, unmittelbar an der Basis produktiv wirksam zu werden und den realen Sozialismus vor Ort kennenzulernen.

Im nächsten Heft:
Ein Theater für die neue Stadt

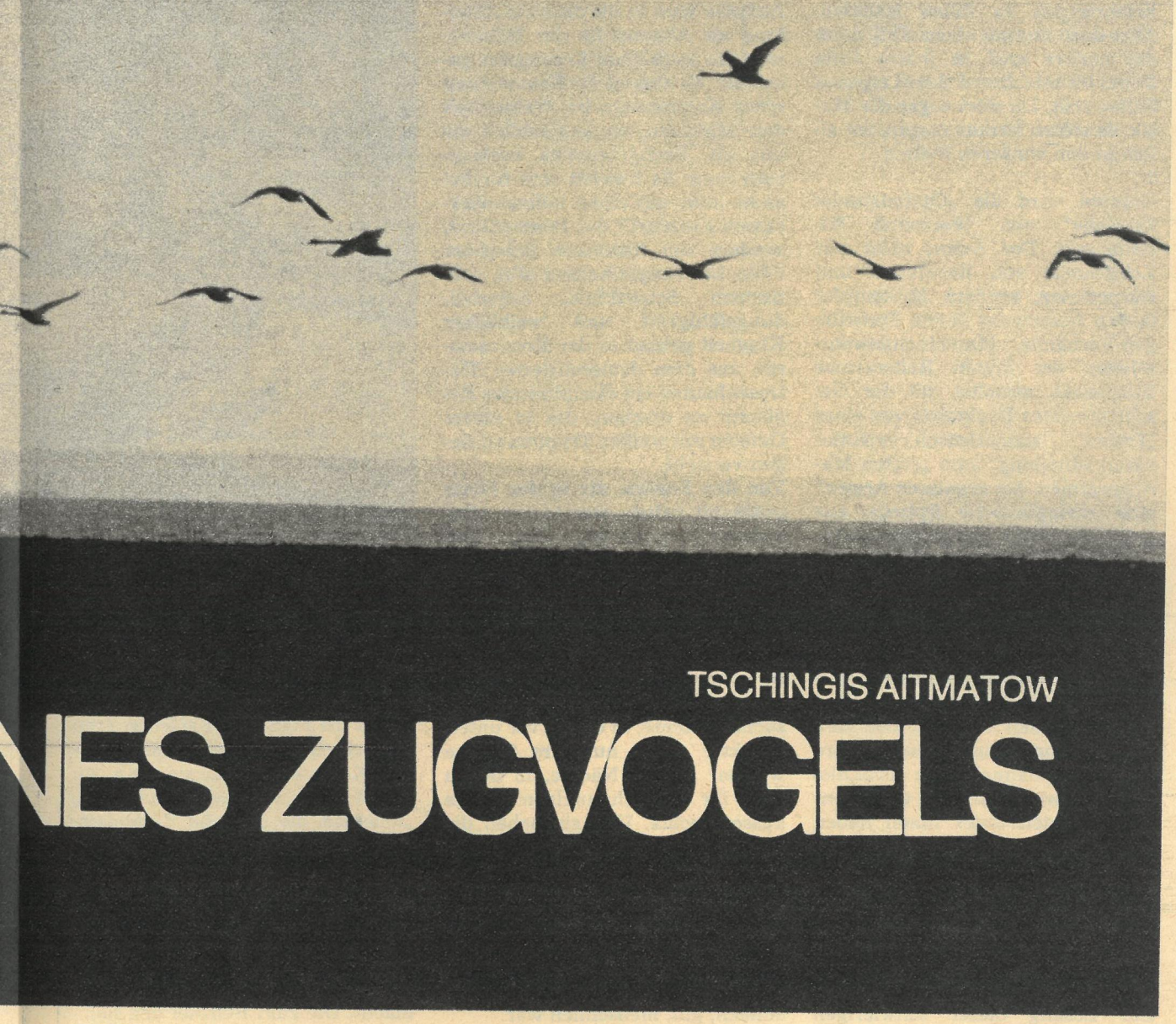
Fotos: Barbara Meffert, Autor

Ich fliege und weine,
fliege und weine,
fliege und weine.

Ich beschwöre Menschen und Götter:
Bedenkt, was ihr tut,
daß ihr unbedacht nicht die Erde vernichtet!
Gewiß doch, ihr Menschen:
Wenn Kranichtränen euch netzen –
was kümmert es euch? Wischt sie weg!

KLAGE EIN

Und dennoch, ja, dennoch:
Behüt euch der Himmel
vor Leid, das kein Mensch mehr erträgt,
vor Feuersbrünsten, die keiner mehr löscht,
vor blutigen Kriegen, die keiner aufhält,
vor Taten, die keiner mehr gutmacht.
Behüt euch der Himmel
vor Leid, das kein Mensch mehr erträgt.

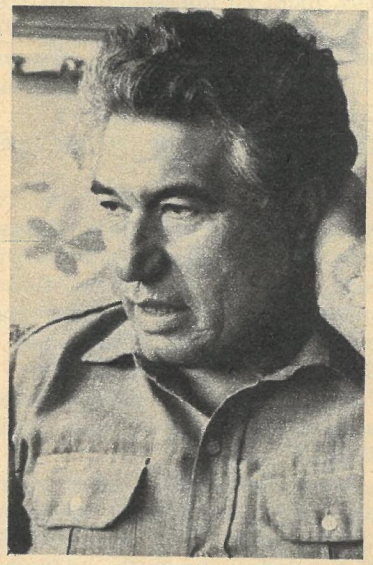


TSCHINGIS AITMATOW

NES ZUGVOGELS

Sagen wird man über unsere Tage ...

Diese Verszeile des Dichters Kuba, geschrieben in den Jahren unseres Neubeginns, verweist auf das Urteil eines künftigen Lesers. Große Leistungen wurden vollbracht, die größte – ein vierzigjähriger Frieden! Wer stört ihn noch immer, wer bewahrt ihn? Zu solchen und andere Zeiterscheinungen berührende Fragen nehmen an dieser Stelle zeitgenössische Autoren aus der UdSSR und der DDR in Poesie und Prosa das Wort. Sie benennen und bekennen, was sie bewegt in unseren Tagen, an denen einst wieder Dichter ihre eigene Epoche messen werden.



Tschingis Aitmatow, geboren am 12. 12. 1928 in Scheker, Kirgisien, lebt in Frunse; bedeutendste Werke: „Der weiße Dampfer", „Der Tag zieht den Jahrhundertweg"

Fotografiert von Detlev Christel
Porträtfoto: Detlev Steinberg

Ins Deutsche übertragen von Charlotte Kossuth, entnommen dem Band „Stark und zerbrechlich", Verlag Volk und Welt Berlin 1985.

Mit seiner Inszenierung der „Optimistischen Tragödie“ von Wsewolod Wischnewski eröffnete Wolfgang Langhoff im Jahre 1948 im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft die Reihe klassischer revolutionärer Sowjetdramatik in Berlin. Am Berliner Ensemble und an anderen Bühnen unseres Landes wurde mit Aufführungen dieses Stückes seitdem Theatergeschichte geschrieben. Am 7. November 1985, anläßlich des 68. Jahrestages der Oktoberrevolution, bringt die Berliner Volksbühne mit Ursula Karusseit, weiblicher Kommissar, und Michael Lucke, Alexej (auf unseren Fotos) eine Neuinszenierung der „Optimistischen Tragödie“ heraus. „Wir wollen vor allem junge Leute für dieses Stück gewinnen und eine Brücke schlagen von unserer Gegenwart in die Geschichte“ – so die Regisseure Siegfried Höchst und Gert Hof. Dazu gehört auch die Musik – Reiner Barton von der Gruppe „Silly“ – als ein die Inszenierung mitbestimmendes Element.

1.
Berlin Ecke Schönhauser /Milastraße: Über den Hof links, kleines rotes Volksbühnen-„v“ an einer Tür, nicht zu übersehen. Ein Treppenhaus, verstellt mit alten Versatzstücken. Theaterluft? Ein verräucherter Vorraum und flüsternde Gespräche der Schauspieler.
„Beeilt euch, Leute, nur die Szene zu Ende.“
Was ist bittersüß? Lächeln zwischen Schmerz und Liebe, Hingabe und Aufgabe, Spott und Zärtlichkeit, aufblühend an einem Montagmittag über khakifarbener, schwarzgegürteter Militärbluse im nackten Licht der Probebühne.
Ein Königreich für dieses Lächeln auf einem Foto für die FREIE WELT!
„Das Lächeln?“ (Fast nichts leichter als das) garantiert der Regisseur: „Es gehört zu dieser Szene, es wird sich wiederholen!“ Es wiederholt sich nicht! Jedenfalls nicht in seinem ergreifenden Ausdruck, jedenfalls nicht auf der nächsten Probe. Die Hauptdarstellerin ist gereizt. Wie soll sie lächeln mit dem lästigen Auge der Kamera auf ihrem Gesicht?
Probenatmosphäre, diesmal im großen Haus der Volksbühne, auf noch unfertigen Podesten, deren Luken klemmen, so daß die Schauspieler unter dem Bühnenboden gefangen sind und nicht auf ihr Stichwort nach oben gelangen können. Das macht nervös. Zumal sie kollektive und individuelle Lösungen noch suchen: Lösungen für Figuren, die sie mit einem Teil ihres Lebens, ihrer Erfahrungen zu füllen trachten. Aber doch nur mit einem Teil, denn der andere muß in jedem Falle fremd bis sehr fremd ihrem eigenen Selbst sein. Da stört sogar die Musik, da stören fremde Augen, vor allem in den vorderen Reihen…

2.
Geprobt wird die „Optimistische Tragödie“ von Wsewolod Wischnewski. Der Autor, nicht nur Zeitgenosse von Revolution und Bürgerkrieg, sondern Mitkämpfer in den Reihen der Roten Freiwilligen-Verbände, Maschinengewehrschütze der Ersten Reiterarmee Budjonnys, gestaltet mit der Geschichte eines Regiments von einer „Freien anarchistisch-revolutionären Abteilung“ zum „ersten Marineregiment der regulären Armee“ eine exemplarische Episode aus dem Jahre 1918. Hinter den Matrosen liegen vier Kriegsjahre und der Sturm auf das Winterpalais. In ihnen glüht mit dem wilden Haß gegen alles, was an Offiziersbefehl, Kaserne und Militär erinnert, zugleich ihre unbezähmbare Sehnsucht nach der unvorstellbaren, der schrankenlosen Freiheit. Die meisten von ihnen sind Revolutionäre mit einem mangelhaften revolutionären Bewußtsein. Die (wenigen) Kommunisten unter ihnen haben die politische Führung verloren. Beherrscht werden sie alle durch den Terror von anarchistischen Anführern. Ihnen klarzumachen gilt vor allem: daß nach Lenin nur der organisierte und disziplinierte Kampf siegreich sein kann.
Zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe wird in die desolate Abteilung als Abgesandte der Bolschewiki ein weiblicher Kommissar geschickt. So absurd die Erscheinung eines Kommissars im Weiberrock den Matrosen, so unglaublich sie uns als Nachgeborenen vorkommen mag: Es handelt sich hierbei nicht (nur) um einen bühnenwirksamen Kunstgriff des Dramatikers, sondern um historisch belegbare Fälle. Mit beispielhaftem Mut, politischem Scharfblick, Entscheidungsfähigkeit und weiblicher Klugheit gelingt es der Kommissarin, aus dem demoralisierten Matrosenhaufen ein diszipliniertes Regiment zu machen, das in einem Gefecht mit weißen Truppen zu siegen versteht.
Von den Frauen, die in der Flotte gekämpft haben, war es vor allen anderen eine, mit deren Zügen und Eigenschaften Wischnewski seine Kommissarin ausgestattet hat: Larissa Reißner. Mitkämpfer schrieben über Nächte mit ihr, in denen man vor Kälte, Einsamkeit, Unbestimmtheit zitterte und in denen Larissa die anderen aufzuheitern suchte. Nächte, in denen vor unterdrückter Angst nur ihre Stimme weicher wurde, Nächte, in denen man ihr die schmutzigen Hände küssen wollte. Und sie hoben die große Kultur dieser wunderbaren Frau, ihr verfeinertes Empfinden, ihren Takt, auch im Umgang mit den Offizieren der alten Flotte, den ersten Spezialisten der jungen Armee, hervor und die brüderliche, heiße Liebe der Matrosen, weil sie einfach, gut, menschlich war.

3.
Wie versucht eine Schauspielerin des Jahres 1985 in einer real existierenden sozialistischen Gesellschaft die Figur einer solchen Frau für sich, für uns zu erschließen? Ursula Karusseit möchte sie vor allem „nicht als Klischee“ auffassen, „nicht als die typische Kommissarin in Lederjacke“, wovon das Bild der Inszenierungen geprägt war, die die Schauspielerin bisher sah. Auch nicht als eine, die auf alle Fragen fertige Antworten parat hat, sondern als eine, die manches auch aus fraulicher Unsicherheit macht. Die zum Beispiel den halb-

...aber ihr Lächeln

Proben zu einer Optimistischen Tragödie

nackten Matrosen, der unter dem Einfluß des „Anführers" die Vergewaltigung der Kommissarin eröffnen will, nicht allein mit kühlem Kopf (einer kam, sich über eine ganze Partei lustig zu machen) erschießt, sondern auch aus dem Angstgefühl der Frau heraus. Sie stellt sich dazu vor, „wie man sich verhält, wenn man als Frau in so 'n Männerhaufen kommt...".

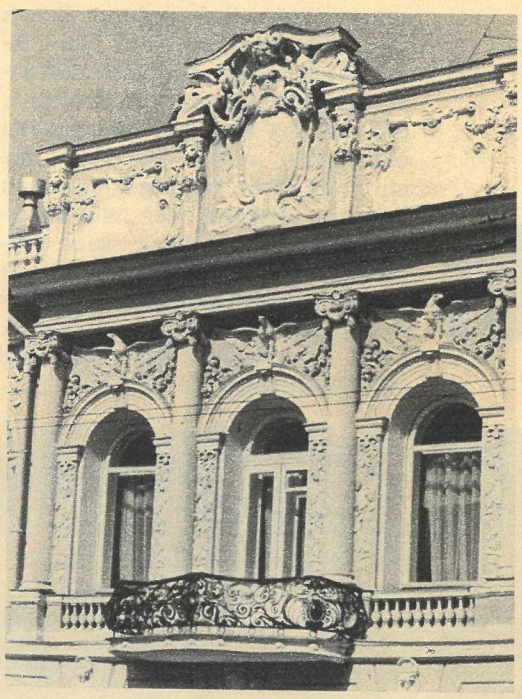
Die „Optimistische Tragödie" ist für sie „so 'n Stück, wo ich nicht danebenstehen kann, wo ich mich voll engagieren muß", wo nach ihrer Meinung die kleinsten Rollen nicht mit Statisten besetzt sein dürfen. „Wenn du da in tote Augen guckst oder in leere Gesichter..." Kleindarsteller von Film und Fernsehen wurden unter Vertrag genommen. Zwar hätte das Theater selbst fähige Leute, „doch ein erster Schauspieler der Volksbühne spielt keine so kleine, vielleicht noch stumme Rolle!" Am Moskauer Theater der Komsomolzen, wo die „Optimistische Tragödie" mit großem Erfolg läuft, werden selbst diese Rollen von Staatspreisträgern gespielt!

4.

Auch die Regie setzt „konzeptionell auf die Frau", die innerhalb ihres ungeheuren Entwicklungsprozesses, inmitten all der schmerzlichen Ereignisse auch noch zur Liebe fähig ist; die spürt, daß alle mitgegebenen Richtlinien nicht ausreichen, daß sie das Regiment menschlich aufbrechen muß... Die Frau, die am Ende stirbt, ist klüger, als sie es bei ihrer Ankunft war. Wischnewski selbst warnte davor, seine Tragödie gradlinig und einschichtig zu spielen. Die Kommissarin dieser Aufführung ist weder ein Bollwerk noch eine eiserne Frau. Das tritt am deutlichsten in jener Liebesszene zutage, die – bis auf die Kiewer Uraufführung und eine einmalige Aufführung in Moskau vor kleinem Kreis – bisher nie gespielt wurde. Inmitten der schlafenden, durch Verrat in die Hände der Weißen gefallenen Genossen lieben sich die Kommissarin und Alexej: Jenes Lächeln über einem Hauch Glückseligkeit, den Tod vor Augen wie den nächsten Morgen, den es schon nicht mehr geben wird...

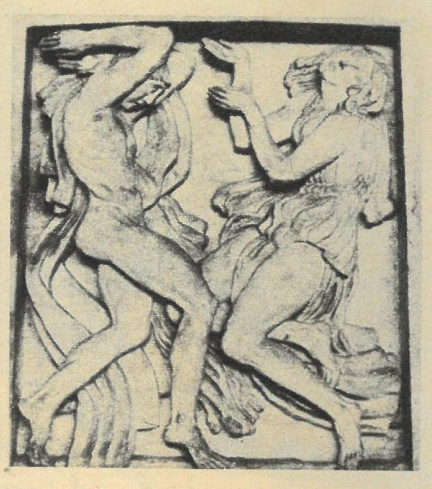
Renate Schumacher (Text)
Barbara Köppe (Fotos)

Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.



Das Duncan-Haus

Prunk und Zierat des Anwesens der Amerikanerin Duncan im Moskau der zwanziger Jahre widersprachen der Natürlichkeit ihrer Kunst (links der Balkon). Das Haus ist stummer Zeuge heftiger Gefühlsausbrüche zwischen Isadora Duncan und dem Dichter Jessenin (unten). In den weitläufigen Räumen unterrichtet sie Kinder nach ihren Ideen (links unten), empfängt die Moskauer Boheme und gibt Proben ihrer Tanzkunst.



In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg ist die Duncan die von Künstlern am häufigsten dargestellte Frau der Welt. Ein Basrelief an der Fassade des Théatre des Champs Elysées zeigt sie mit Nijinski, der sie erst ablehnt und sich später doch inspirieren läßt (oben). Die Repräsentantin des Jugendstils in einer Tanzstudie des Malers Friedrich Kaulbach von 1902 (rechts).

Die Kulisse der „Kropotkinskaja", einer Straße im Zentrum Moskaus, scheint mir besonders geeignet, Phantasie anzuregen. Kürzlich begleitete mich die Malerin Alexandra Kossakowa und ließ noch einmal die Zeit erstehen, als dies die „Pretschistenka" war. Im Haus Nr. 20 lebte die Amerikanerin Isadora Duncan mit dem Dichter Sergej Jessenin ihren Leidenschaften, von denen die größte ihr Tanz war. „Im Winter 1922/23 besuchte ich oft das gastfreundliche Haus: Gerade achtzehn, war ich hell begeistert von ihrer neuen, so ganz natürlichen Tanzkunst. Es war üblich, daß gegen Mitternacht noch mehrere Gäste einfielen. In diesem kalten Winter gab es wenig zu essen und kaum Brennmaterial. Wir saßen in warme Sachen gehüllt, und Isadora ließ ständig Punsch reichen. Jemand setzte sich ans Klavier, so ihr Bewunderer und Förderer Lunatscharski, spielte Chopin, Beethoven und Tschaikowski. Isadora tanzte barfuß, in lange griechische Tuniken gehüllt. Im Laufe des Tanzes wurden die Stoffhüllen abgeworfen, bis nur ein kurzes Diana-Hemdchen übrigblieb. Dieser Entkleidungstanz war bar jeder Erotik. Isadora führte in Vollendung die hellenische Schönheit der freien Bewegung vor..." Ironie des Schicksals – dieses Haus hatte der Millionär Uschkow für seine Gattin, die Primaballerina des Bolschoitheaters Alexandra Balaschowa, erworben. Sie hatten sich nach der Revolution auf umgekehrtem Wege abgesetzt, den die Amerikanerin gekommen war.

Zu dieser Zeit war Isadora bereits eine der schillerndsten und umstrittensten Persönlichkeiten der Tanzkunst. Die Ungeheuerlichkeit, nach Sonaten und Sinfonien der größten Komponisten intuitiv ihre Gefühle zu tanzen, rief Begeisterungsstürme und tiefste Entrüstung hervor. Der später weltbekannte russische Tänzer Nijinski sieht sie 1904 in der Kaiserlichen Ballettschule in Petersburg und ist irritiert: „Wir konnten es nicht verstehen. ... Zu unserem Erstaunen: sie hatte keine Technik. Wir waren mürrisch, enttäuscht, weil wir gehofft hatten, etwas Wunderbares von der Frau vor uns zu lernen." In Moskau herrscht nach der Aufführung Schweigen, bis Konstantin Stanislawski aufspringt und mit seinem ostentativen Beifall die Menge mitreißt. Doch die Duncan will mehr als Applaus. Ihr Traum, Schulen für Kinder einzurichten, in denen sie aus dem Erleben der Musik und des Tanzes zu Schönheit und Harmonie gelangen sollen, hatte in Amerika und Europa keine Gegenliebe gefunden. In einer ihrer üblichen Rampenreden in Paris erklärt sie 1920, daß sie große Hoffnungen bei ihrem Schulprojekt auf Rußland setze, wo die künftige Künstlergeneration ihre Heimat haben werde. Der junge Sowjetstaat, mit ganz anderen Problemen befaßt, befürwortet mit Billigung Lenins das Schulprojekt, und Lunatscharski lädt sie nach Moskau ein. Isadora ist glücklich, in einer neuen Welt an einem idealen Kommunismus teilzunehmen. Die Naivität ihrer politischen Anschauungen wird deutlich, als sie 1921, in Moskau angekommen, in einem in Paris entworfenen Kostüm à la Bolchévique herumläuft, einen roten Turban um den Kopf geschlungen.

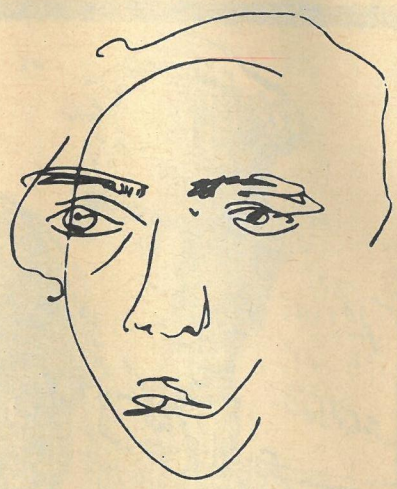
Auf Vorschlag Lunatscharskis erhält sie

das großzügige Anwesen in der „Pretschistenka“, das bald die Isadora-Duncan-Staatsschule beherbergt. Zur vierten Jahresfeier der Revolution tanzt Isadora im Bolschoitheater Tschaikowskis 6. Sinfonie und den „Slawischen Marsch“ und zum Schluß die „Internationale“, einen neuen Tanz zu Ehren des Tages. Die Zuschauer sind tief bewegt. Bei der Wiederholung dieses Programms vor Arbeitern und Soldaten, als unzählige Kinder in roten Tuniken bei der „Internationale“ die weite Bühne des Theaters füllen, springen dreitausend Zuschauer jubelnd auf. In der Regierungsloge spendet ihr Lenin Beifall.
Auch auf ihren Tourneen trifft sie auf das vorurteilsfreieste Publikum ihrer Laufbahn. Stanislawski erkennt die Verwandtschaft seiner Suche mit der künstlerischen Suche der Duncan. Ihren stürmischen Versuchen, diese seelische Verwandtschaft zu vertiefen, steht der brave Mann allerdings verständnislos gegenüber.
Die materielle Not des Sowjetlandes erreicht auch die erfolgreiche Duncan-Schule. Ebenso ist Isadoras kurze, bewegte Ehe mit Jessenin zum Scheitern verurteilt, da sie den Dichter seiner russischen Heimat entwurzelt.
Später gefragt, welche Periode in ihrem Leben sie für die bedeutendste und glücklichste halte, antwortet sie jedoch begeistert: „Die russische, allein die russische. Meine drei Jahre in Rußland mit all ihren Leiden waren alles, mein ganzes Leben zusammengenommen, wert. Dort erfüllte sich mein gesamtes Streben am stärksten.“

Lisa Klutschewskaja

Fotos: Volkmar Billeb (1), Archiv

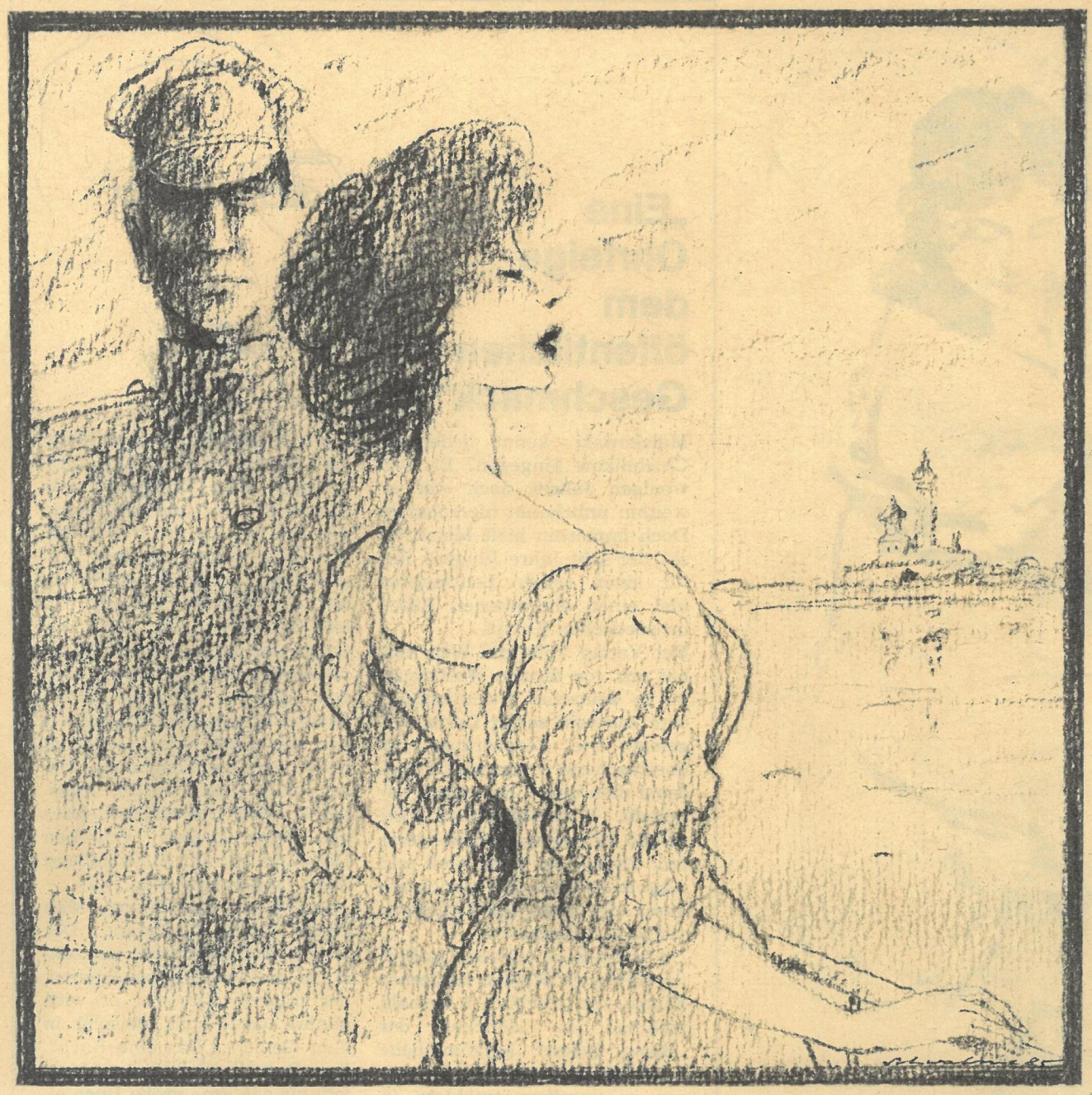
„Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“



Majakowski kennt jeder – Chlebnikow hingegen? Bis vor wenigen Jahren noch war er weithin unbekannt hierzulande. Doch immerhin hielt Majakowski, der acht Jahre Jüngere, ihn für einen seiner Lehrmeister und einen ehrenwerten Ritter im poetischen Kampf.
Der Verlag Volk und Welt nun hat uns von diesem Wortkünstler in deutscher Nachdichtung eine Auswahl seiner Lyrik vorgelegt. Die Fernwirkung ist überraschend – unerwartet entdeckt man einen, der einem nahesteht. Halbvergessenes wird in die Erinnerung zurückgerufen: Zeilen von Iwan Goll und August Stramm und manch anderem der deutschen Expressionisten und Dadaisten.
Da waren also, während in Berlin Herwarth Walden moderner Kunst zum Durchbruch verhalf, während in München der „Blaue Reiter“ herkömmliche künstlerische Ausdrucksgrenzen zu erweitern trachtete, in Petersburg und Moskau junge Dichter drauf und dran, erklärtermaßen „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“ zu versetzen. Die Urheber des Manifests, welches diese Absicht verkündete, nannten sich später „Budjetjanje“ (= Zukünftler = Futuristen). Einer von ihnen war Chlebnikow. Schon zwei Jahre vor ihrem Manifest, im Jahre 1910, hatten sie ihren ersten Sammelband, den „Garten der Richter“, herausgebracht. In jenem Band wurde zum erstenmal Chlebnikows Gedicht „Der Kranich“ veröffentlicht. Es erscheint, von Enzensberger übertragen, in seiner Sehweise, der groteskverschränkten Bildwelt, wie die Antwort eines russischen Dichters auf die moderne Großstadtlyrik von Baudelaire und Rimbaud. Kein Zweifel – Erlebnishintergrund in Paris wie Petersburg war eine von Eisenkrallen und Stahlgerippen beherrschte Welt. Halb k r a n i c h / Halb k r a n : die Dinge werden lebendig, bedrohlich, übermächtig.
Um die poetische Welt von Welimir Chlebnikow ganz zu erfassen, müßte man freilich alles kennen. Das Nachwort von Marga Erb erwähnt weit mehr, als sich in den Band der Editionsreihe aufnehmen ließ. Mitgeteilt sei das frappierende Urteil des Literaturwissenschaftlers Fritz Mierau, der sich in der Originalsprache alles von Chlebnikow Erreichbare hat erschließen können: Es habe dieser Dichter in unserem Jahrhundert den entschlossensten Anlauf zu einer weltgeschichtlichen Daseinsweise unternommen. Angedeutet wird Vielversprechendes von einer großen zyklischen Dichtung, die im Auswahlband nicht unterzubringen war – „Die Kinder des Otters“. Man bleibt gespannt darauf. Der Drang nach räumlicher wie zeitlicher Ausweitung der eigenen, der inneren Existenz, er wird ahnbar auch zum Beispiel in dem Gedicht „Das eine Buch“. Der Erdball wird darin aufgefaßt als das Eine große Buch einer geeinten Menschheit.
Wie der zufällig in Frankreich geborene Iwan Goll war auch Chlebnikow ein Grenzlandmensch. In seinen Adern, schrieb er, fließe armenisches Blut und das der Saporosher Kosaken. Die Gegend von Astrachan ist seine Geburtsheimat. Mit historischem Tiefengespür erlebt er sie als Kreuzungsfeld uralter Kulturen.
Ob fern- oder nahliegend – was ihn erreicht von den Regungen der Welt, es wird von seinem Innern durchdrungen, daß es eine einmalige, eine Chlebnikowsche Entsprechung findet.
Was mich, Chlebnikows Gedichte in der Hand, an seine eingangs erwähnten Zeitgenossen erinnert? Nicht zuletzt ein gemeinsames Sichsträuben gegen hohl gewordene Sprachfabrikate. Wie alle „Budetljane“ war Chlebnikow darauf bedacht, das lebendige Wesen der Worte zu erlauschen. Was nur wenigen gelingt, sie zu handhaben wie ein Magier – er hat es vermocht.

Regina Reichelt

Zeichnung: Chlebnikow, Selbstporträt



IWAN BUNIN

Illustration: Reiner Schwalme

SONNENSTICH

Iwan Bunin (1870–1953), einer der letzten Vertreter des russischen kritischen Realismus, machte die Liebe mit all ihren seelischen Verstrickungen zu einem Hauptmotiv seiner Erzählungen, und prominente Zeitgenossen äußerten übereinstimmend, daß in der russischen Literatur wohl kein anderer Schriftsteller mit solcher künstlerischen Ausdruckskraft über die Liebe geschrieben habe wie Bunin. Die Erzählung „Sonnenstich" entnahmen wir dem Sammelband „Dunkle Alleen", mit dem der Aufbau-Verlag seine Werkausgabe abschließt.

Nach dem Essen traten sie aus dem heiß und hell erleuchteten Speiseraum an Deck hinaus und blieben an der Reling stehen. Sie schloß die Augen, legte den Handrücken an die Wange, lachte mit natürlicher, bezaubernder Stimme – alles war bezaubernd an dieser kleinen Frau – und sagte: „Mir ist, als hätte ich einen Schwips... Wo Sie plötzlich nur hergekommen sind? Vor drei Stunden habe ich von Ihrer Existenz noch nicht das mindeste geahnt. Ich weiß nicht einmal, wo Sie zugestiegen sind. In Samara? Doch egal... Dreht sich mir der Kopf, oder biegen wir ab?"

Vorn waren Dunkelheit und Lichter. Aus der Dunkelheit blies ein kräftiger lauer Wind, und die Lichter glitten zur Seite weg: Mit schnittigem Schwung beschrieb der Dampfer einen weiten Bogen und nahm Kurs auf die kleine Anlegestelle.

Der Leutnant ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen. Die Hand, klein und kräftig, duftete nach Sonnenbräune. Selig und beklommen stockte sein Herz bei dem Gedanken, wie kräftig und braun sie am Körper sein mochte, unter dem leichten Leinenkleid, nach einem ganzen Monat heißer südlicher Sonne und See (sie hatte gesagt, sie komme von Anapa).

Der Leutnant murmelte: „Gehen wir an Land..."

„Wohin?" fragte sie erstaunt.

„An dieser Station."

„Weshalb?"

Er schwieg. Wieder legte sie den Handrücken an die heiße Wange.

„Wahnsinn..."

„Gehen wir an Land", wiederholte er stumpf. „Ich flehe Sie an..."

„Ach, tun Sie meinetwegen, was Sie wollen", sagte sie und wandte sich ab.

Der Dampfer, im Beidrehen stoppend, rammte weich gegen die Uferbrüstung der matt erleuchteten Anlegestelle, so daß sie fast aneinanderfielen. Über ihre Köpfe hinweg flog ein Tau, dann gab es einen scharfen Ruck, und laut brodelte und schäumte das Wasser, klapperte der Laufsteg... Der Leutnant rannte nach dem Gepäck.

Wenig später passierten sie das verschlafene Kontorhäuschen, traten in knöcheltiefen Sand und bestiegen schweigend eine staubige Droschke.

Der Anstieg zur Stadt, ein lockerer Sandweg mit vereinzelten krummen Laternen, erschien ihnen endlos. Doch nun war die Höhe erreicht, sie rasselten über Straßenpflaster, und schon kam ein Platz, kamen die Amtsgebäude, der Feuerturm und die Wärme und die Gerüche einer sommerlich-nächtlichen Kleinstadt... Die Droschke hielt vor einem erleuchteten Tor, hinter dessen geschlossenen Flügeln eine steile alte Holztreppe ragte, und ein stoppelbärtiger alter Diener in Gehrock und rosa Russenhemd ergriff mißmutig das Gepäck und schlurfte ihnen mit krummen Beinen voran. Sie betraten ein großes, doch furchtbar stickiges, noch die Hitze des Tages speicherndes Zimmer mit heruntergelassenen weißen Stores, wo auf einem Spiegeltischchen zwei frische Kerzen standen, und sowie der Diener die Tür geschlossen hatte, stürzte der Leutnant so ungestüm auf sie zu und verschmolzen sie in einem so leidenschaftlichen Kuß, daß sie noch viele Jahre später daran zurückdenken sollten: Weder der eine noch der andere hatten so etwas je erlebt.

Am Morgen um zehn – es war ein sonniger, heißer, glücklicher Morgen, die Kirchglocken läuteten, auf dem Platz vor dem Hotel wurde Markt gehalten, und es es roch nach Heu, Teer und wiederum jenem unbestimmten Düftegemisch, worin eine russische Kleinstadt atmet – reiste sie ab, sie, die namenlose kleine Frau, die ihren Namen nicht verraten, sich im Scherz die schöne Unbekannte genannt hatte. Sie hatte wenig geschlafen, doch am Morgen, als sie hinter dem Wandschirm hervorkam, binnen fünf Minuten gewaschen und angezogen, strahlte sie vor Frische wie eine Siebzehnjährige. War sie verlegen? Nein, kaum. Sie war heiter und natürlich wie vorher, doch bereits auch vernünftig. „Nein, nein, Lieber", antwortete sie auf seine Bitte, mit ihm zusammen weiterzufahren, „nein, Sie müssen noch bis zum nächsten Dampfer bleiben. Zusammen weiterfahren, das würde alles verderben. Und wäre mir sehr unangenehm. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin durchaus nicht das, wofür Sie mich halten könnten. Etwas auch nur Ähnliches wie das, was geschehen ist, habe ich noch nie erlebt und werde ich nie wieder erleben. Es war wie eine Sonnenfinsternis... Oder nein – als hätten wir beide einen Sonnenstich bekommen..."

Leichthin stimmte der Leutnant ihr zu. Leichthin, in unbeschwerter, glücklicher Stimmung brachte er sie zur Anlegestelle – pünktlich zur Abfahrt des rosa Gefährts –, begleitete sie an Deck, küßte sie vor allen Leuten und sprang gerade noch rechtzeitig auf den Laufsteg, der bereits abgerückt wurde.

Ebenso unbeschwert und unbekümmert kehrte er ins Hotel zurück. Doch irgendwas hatte sich plötzlich verändert. Wie anders kam ihm das Zimmer vor, so ohne sie: noch von ihr erfüllt und doch leer. Seltsam! Noch lag der Duft ihres guten englischen Eau de Cologne in der Luft, noch stand auf dem Tablett ihre Tasse mit dem Rest Kaffee, sie aber gab es nicht mehr... Und sein Herz überflutete eine Zärtlichkeit, daß er ha-

stig eine Zigarette hervorsuchte, sie anrauchte und mehrmals im Zimmer auf und ab ging.

„Na so ein Abenteuer!“ sagte er laut, lachte und fühlte dabei, daß ihm Tränen kamen. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin durchaus nicht das, wofür Sie mich halten könnten...“ Und schon war sie auf und davon...

Der Schirm stand beiseite gerückt, das Bett war noch nicht gemacht. Und er fühlte, daß er es jetzt einfach nicht ertragen konnte, auf dieses Bett zu blikken. Er verdeckte es mit dem Schirm, schloß die Fenster, um nicht das Stimmengewirr des Marktes und das Räderknarren zu hören, ließ die verschlissenen weißen Stores herunter und setzte sich aufs Sofa... Ja, schon zu Ende, dieses „Reiseabenteuer“! Sie ist abgefahren, ist jetzt schon wer weiß wie weit, sitzt vielleicht im verglasten weißen Salon oder an Deck und schaut auf den mächtigen sonnengleißenden Strom, auf die vorbeikommenden Flöße, die gelben Sandbänke, die glänzende Weite von Wasser und Himmel, auf diese grenzenlose Wolgalandschaft... Und ade, für immer, ewig... Denn wo ihr jetzt wiederbegegnen? Ich kann doch nicht, dachte er, ich kann doch nicht einfach in dieser Stadt auftauchen, wo ihr Mann, wo ihr Kind, wo überhaupt ihre ganze Familie ist und sich ihr Alltag abspielt! Und die Stadt, die er sich nun vorstellte, erschien ihm wie etwas Besonderes, Herrliches und Heiliges, und die Vorstellung, wie sie in dieser Stadt nun ihr einsames Leben weiterlebt, oft vielleicht in Gedanken an ihn, ihre zufällige und so flüchtige Bekanntschaft, diese Vorstellung schmetterte ihn nieder. Nein, das kann nicht sein! Das wäre zu grausam, widernatürlich, unwahrscheinlich! Und er empfand solch einen Schmerz und solch eine Sinnlosigkeit darin, sein ganzes künftiges Leben ohne sie zuzubringen, daß ihn Verzweiflung befiel.

Was soll das, zum Kuckuck! dachte er aufstehend und ging von neuem auf und ab, krampfhaft bemüht, das Bett hinter dem Schirm nicht wahrzunehmen. Was ist nur mit mir? Was hatte sie Besonderes, und was ist überhaupt so Besonderes geschehen? Wahrhaftig, als ob ich einen Sonnenstich hätte! Und vor allem, wie schlage ich mir diesen Tag um die Ohren, ohne Sie, in diesem öden Nest?

Noch hatte er sie ganz in Erinnerung – all ihre kleinen Eigenheiten, den Duft ihrer Sonnenbräune, das Leinenkleid, ihren kräftigen Körper, den lebendigen, natürlichen und heiteren Klang ihrer Stimme... Die Lust, die ihm ihre frauliche Schönheit bereitet hatte, war in ihm noch über die Maßen lebendig, trat aber nun hinter einem zweiten, neuen Gefühl zurück, einem eigentümlichen, unfaßbaren Gefühl, das gar nicht existiert hatte, als sie zusammen waren, das er nie und nimmer geahnt hätte, als er diese, wie er gestern fand, amüsante Bekanntschaft schloß, und von dem er ihr nun nichts mehr sagen konnte. Und das Schlimmste, dachte er – für alle Zeiten. Was fange ich jetzt an, wie verbringe ich diesen unendlichen Tag mit diesen Erinnerungen, dieser unauslöschlichen Qual, in diesem gottverlassenen Nest an dieser wundervollen strahlenden Wolga, auf der dieser rosa Dampfer sie davongetragen hat!

Ich muß mich retten, muß etwas unternehmen, mich zerstreuen, am besten hinausgehen. Entschlossen setzte er die Mütze auf, nahm die Reitgerte und eilte sporenklirrend durch den leeren Korridor und die steile Treppe hinab... Ja, aber wohin? Am Tor stand eine Droschke, der Kutscher, ein junger Bursche in legerem langem Mantel, rauchte seelenruhig eine Zigarillo. Der Leutnant sah verwirrt zu ihm auf und dachte kopfschüttelnd: Wie kann man bloß so ruhig dasitzen, rauchen und überhaupt so sorglos, lässig und gleichgültig sein? Wahrscheinlich bin ich der einzige in dieser Stadt, der so unglücklich ist, sann er, sich zum Markt wendend.

Das Marktgefeilsche war schon in vollem Gange. Abwesend stapfte er durch den frischen Dung zwischen den Fuhrwerken, mit Gurken beladenen Karren und neuen Schüsseln und Töpfen, und die auf dem Erdboden sitzenden Weiber riefen ihn an, bald hier, bald da, streckten ihm Töpfe entgegen, mit den Fingern an ihnen herumtrommelnd, um ihre Gediegenheit zu demonstrieren, und die Männer riefen, daß es ihm in den Ohren gellte: „Gurken, erstklassige Gurken, Euer Wohlgeboren!“ All das erschien ihm so unsinnig, so dumm, daß er schleunigst wieder kehrtmachte. Er ging in eine Kathedrale. Dort wurde bereits gesungen, laut, fröhlich, mit wakkerer Stimme, in dem Bewußtsein, daß die Pflicht getan war, dann schlenderte er in einem heißen verwilderten Garten umher, nahe am Abhang des Berges, über der uferlosen stahlhellen Weite des Stroms... Die Schulterstücke und Knöpfe seiner Uniform glühten, daß er sie nicht anfassen konnte. Sein Mützenrand war innen schweißnaß, sein Gesicht loderte... Ins Hotel zurückgekommen, betrat er mit wohliger Erleichterung den geräumigen, leeren und kühlen Speiseraum im Parterre, nahm aufatmend die Mütze ab, setzte sich an ein Tischchen am offenen Fenster, wo Hitze hereinwehte, doch immerhin sich ein Lüftchen regte, und bestellte einen Teller eisgekühlter Botwinja... Alles war schön, alles war Quell eines unermeßlichen Glücks, einer übermächtigen Freude; dieses ganze fremde Städtchen, dieses alte Provinzhotel, ja selbst diese unerträgliche Hitze und diese Marktgerüche – alles spendete Freude und riß zugleich das Herz in Stücke. Er trank ein paar Gläschen Wodka, aß eine fade Dillgurke dazu und empfand immer deutlicher, daß er ohne Bedenken bereit wäre, morgen zu sterben, böte sich ihm das Wunder, noch einen einzigen, diesen heutigen Tag mit ihr zu verbringen – einzig und allein, um ihr zu sagen, ihr zu versichern, sie davon zu überzeugen, wie qualvoll und verzückt er sie liebt... Warum versichern? Warum überzeugen? Er wußte es nicht, doch es war ihm wichtiger als sein Leben.

„Diese Nerven, völlig zerrüttet!“ sagte er und schenkte sich den fünften Wodka ein. Er schob die Suppe weg, bestellte schwarzen Kaffee, rauchte und grübelte: Was tun, wie sich befreien von dieser ungeahnten, unverhofften Liebe? Doch sich befreien, nein, zu lebhaft fühlte er es – unmöglich! Plötzlich stand er auf, nahm Mütze und Reitgerte, fragte, wo die Post sei, und eilte hinaus, im stillen einen Telegrammsatz formulierend: „Von nun an bis an mein Grab bin ich der Ihre, liegt mein Leben in Ihrer Hand.“ Doch als er zu dem alten Gebäude mit den dicken Mauern, dem Post- und Telegraphenamt, kam, blieb er bestürzt stehen: Zwar wußte er, in welcher Stadt sie wohnte, wußte, daß sie einen Mann und eine dreijährige Tochter hatte, doch ihren Namen wußte er nicht, weder ihren Nachnamen noch den Vornamen! Mehrmals hatte er sie gestern gefragt, beim Essen und auch im Hotel, jedesmal hatte sie lachend gesagt: „Was brauchen Sie denn zu wissen, wer ich bin, wie ich heiße!“ An der Ecke der Post war ein Schaufenster mit einem Foto. Lange betrachtete er das große Porträt eines Militärs – schwere Epauletten, Glotzaugen, eine niedrige Stirn, ein imposanter Backenbart und eine breite, mächtige, über und über mit Orden behängte Brust... Wie grausig, unerträglich ist alles Gewöhnliche, Alltägliche, wenn das Herz besiegt, durchbohrt ist – ja, durchbohrt, jetzt war es ihm klar geworden – von diesem schrecklichen „Sonnenstich“, dieser zu großen Liebe, diesem zu großen Glück! Er betrachtete ein Brautpaar – ein junger Mann mit Bürstenschnitt, in langem Frack mit weißem Halstuch, stolz aufgerichtet, und neben ihm, an seinem Arm, ein Mädchen mit Brautschleier; dann verweilte er bei dem Porträt eines hübschen, kokett lächelnden Fräuleins mit schief aufs Ohr geschobener Studentenmütze... Schließlich, von qualvollem Neid gepackt, wandte er sich schroff ab und blickte sich suchend um.

„Wohin? Was jetzt?“

Die Straße war leer. Die Häuser glichen sich wie ein Ei dem anderen – einstökkige weiße Kaufmannshäuser mit großen Gärten, sie wirkten leer, ausgestorben; auf dem Pflaster lag dicker weißer Staub, und all das, überflutet von der heißen, flammenden und heiteren, doch hier so seltsam sinnlosen Sonne, tat den Augen weh, blendete. In der Ferne stieg die Straße an, wölbte sich gegen den wolkenlosen, graugolden schimmernden Horizont, und dieser Anblick erinnerte ihn an den Süden, an Sewastopol, Kertsch und ... Anapa. Das war erst recht unerträglich. Und der Leutnant ging zurück, ging mit gesenktem Kopf, den Blick auf den Boden geheftet, geblendet blinzelnd, wankend und bisweilen strauchelnd, wenn die Sporen sich verhakten.

Im Hotel kam er so erschöpft und zerschlagen an, als ob er einen Gewaltmarsch durch Turkestan oder die Sahara hinter sich hätte. Mit fast schon versagenden Kräften betrat er sein großes, leeres Zimmer. Es war jetzt aufgeräumt, der letzten Spuren von ihr beraubt – nur auf dem Nachttisch lag noch eine Haarnadel. Er warf den Uniformrock ab und musterte sich im Spiegel. Sein Gesicht – ein gewöhnliches Offiziersgesicht, grau vor Sonnenbrand, mit weißlichem, sonnengebleichtem Schnurrbart und bläulichem Augenweiß, das durch den Sonnenbrand besonders hervorstach – hatte jetzt einen überreizten, fast irrsinnigen Ausdruck, und das dünne weiße Hemd mit dem gestärkten kleinen Stehkragen verlieh ihm etwas Jugendhaftes und tief Unglückliches. Er ließ sich rücklings aufs Bett fallen und legte die Füße in den staubigen Stiefeln auf die Bettlehne. Die Fenster standen offen, die Stores waren heruntergelassen, und ein leichter Luftzug bauschte sie dann und wann, hauchte die Glut der erhitzten Blechdächer und dieser ganzen lichtstrahlenden und nun so leer und stumm gewordenen Wolgawelt herein. Er lag da, die Hände im Nacken, und blickte mit großen Augen vor sich hin. Dann preßte er die Zähne zusammen, schloß die Lider, spürte, wie Tränen unter ihnen hervorquollen und über die Wangen rollten, und schlief schließlich ein. Als er die Augen wieder öffnete, schimmerte hinter den Stores schon die rotgelbe Abendsonne. Der Wind hatte sich gelegt, im Zimmer war es trocken und heiß wie in einem Backofen... Und plötzlich kam es ihm vor, als wären der gestrige Tag und der heutige Morgen vor zehn Jahren gewesen.

Er erhob sich bedächtig, wusch sich bedächtig, zog die Stores hoch, läutete, bat um den Samowar und die Rechnung und trank lange Tee mit Zitrone. Dann ließ er eine Droschke kommen und das Gepäck hinausbringen. Er stieg in die Droschke, reichte dem Diener ganze fünf Rubel und lehnte sich matt in das rotbraune ausgeblichene Polster.

„Mir scheint, Euer Hochwohlgeboren, ich habe Sie auch hergefahren“, sagte der Kutscher und nahm die Zügel auf.

Als sie hangab fuhren, auf die Anlegestelle zu, lag über der Wolga schon die Bläue der Sommernacht und zitterten, weit über das Wasser verstreut, zahllose bunte Lichter. Lichter hingen an den Masten des beidrehenden Dampfers.

„Pünktlich zur Stelle!“ sagte der Kutscher devot.

Auch ihm gab der Leutnant fünf Rubel, dann kaufte er das Billett und ging zur Anlegestelle vor... Wie gestern, genauso – das weiche Rammgeräusch und das leichte Schwindelgefühl vom Schwanken unter den Füßen, dann das über die Köpfe hinwegfliegende Tau, das Brodeln des Wasserstaus unter den Rädern des etwas rückstoßenden Dampfers... Und es war ungemein schön und angenehm, sich unter die vielen Leute zu mischen und auf diesem Dampfer zu sein, dessen Räume schon alle erleuchtet waren.

Nach einigen Minuten ging es weiter, stromauf, dorthin, wo sie neulich morgens entschwunden war.

In der Ferne verglomm der letzte Lichtschweif des Abends, spiegelte sich schläfrig, schummrig, mattbunt im Strom, ließ hier und da noch, weit vorn, ein zitterndes Wellengekräusel aufflimmern, und die Lichter, verstreut in der Dunkelheit, glitten, schwammen zurück.

Der Leutnant saß an Deck unter dem Wetterdach und fühlte sich um zehn Jahre gealtert.

Aus dem Russischen von Ilse Tschörtner

Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gassen! W. Raabe

Groß ist die Welt — besonders oben! W. Busch

2 Wochenspruch

Suchen Sie nur nach außerirdischen Zivilisationen, aber bewahren Sie sich Ihre eigene!

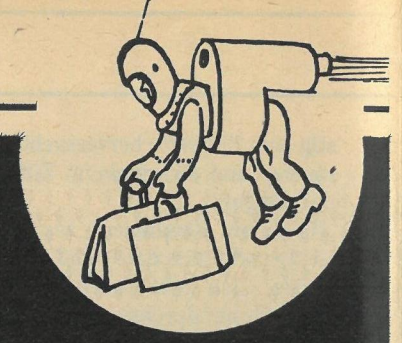
Schmidt

Ich bin im Himmel. Ganz unten. M. H.

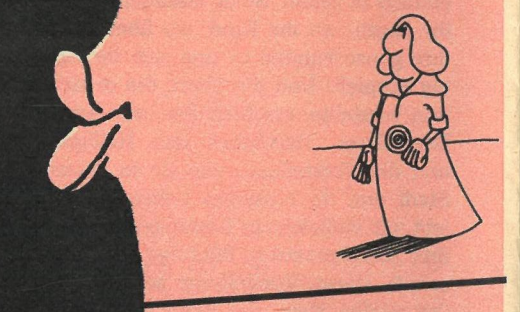
Schau die Vorzüglichkeit der Sonne,
welche wandernd
nicht ermüdet.
Also wandere!
indisch

Freie Fahrt

AmHimmel treibt
ein Wolkenschiff,
hört ihr der
Windsirene Pfiff?
Es schwimmen dorten
alle cumuli
in Richtung
Sternen-Jungfrau Knie.
G. W. Heyse



Venus gehört zu den Wandelsternen.
niederländisch



Alexander Chawtschin

Keine Banalitäten, bitte!

Die Dämmerung sank bereits herab, als auf der kleinen Wiese neben Inizialows Datsche eine fliegende Untertasse niederging, aus der drei kleine violette Wesen mit Antennen an den kegelförmigen Köpfen heraustraten.

Außerirdische Wesen, ganz ohne Zweifel! entschied Inizialow. Beschriebe ich die Wirklichkeit – die herabsinkende Dämmerung, die fliegende Untertasse, die außerirdischen Hüpfer auf meiner Wiese – man würde mein Manuskript gleich in den Papierkorb werfen. Meine Schriftstellerkollegen würden sich ausschütten vor Lachen: „Haha, seine Feder ist nun endgültig stumpf geworden? Er ist in die Banalität abgesunken!"

„Guten Tag!" wandte sich in dem Moment einer der Ankömmlinge an den Schriftsteller. „Wir bringen Grüße im Namen aller Bewohner unseres Planeten, des fernen, herrlich violetten Cosinus Fi. Ich bin der Kosmoslinguist Put-Put. Und hier meine Freunde, der Pilot Sh-Sh-Sh und der Kosmospsychologe Do-Mi-Sol."

Selten abgeschmackte Namen, fand Inizialow, fragte aber höflich: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Wir sind nicht umsonst gerade auf Ihrer Wiese gelandet", fuhr Put-Put feierlich fort. „Unsere Absicht ist es, den Erdenbewohnern eine Menge wertvoller wissenschaftlicher Entdeckungen zu übermitteln, um Ihrer Zivilisation zu weiteren Erfolgen zu verhelfen. Wir meinen, daß Sie – ein bekannter Schriftsteller – wie kein anderer geeignet sind, dieses Wissen zu verbreiten."

„Erzählen Sie!"

„Wir haben die Null-Beförderung im Hyperraum entdeckt", antwortete der Ankömmling stolz.

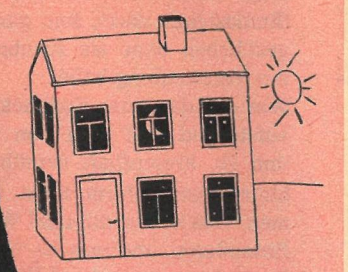
„Kennen wir schon. Nachzulesen bei Jefremow und Asimow", winkte der Schriftsteller ab. „Haben Sie nichts Originelleres?" „Nun, vielleicht verblüfft Sie unsere jüngste Erfindung – die Zeitmaschine?"

„Hat auch einen Bart. Die Zeitmaschinen hängen mittlerweile sogar den Kindern schon zum Halse heraus. Haben Sie nichts Pikanteres?"

Der Außerirdische hob hoffnungsvoll die Stimme: „Nun dann vielleicht die individuelle Unsterblichkeit? Die Quasi-Konstellation?"

Aber Inizialow schüttelte bekümmert den Kopf: „Alles alter Schnee. Solche Banalitäten interessieren doch keinen Menschen!" Niedergeschlagen verschwanden die Besucher in ihrem Raumschiff. Der Meister der Feder aber spannte einen frischen Bogen Papier in die Schreibmaschine und begann, ein neues Werk zu konzipieren: Da erhält ein Schriftsteller Besuch von einem fremden Planeten. Die Gäste wollen ihr wertvolles Wissen an die Erdbewohner weitergeben. Aber der aufgeblasene Dichterling erkennt nur die Chance, für sich neue Sujets zu finden. Er vertut die einmalige Gelegenheit und enthält der Menschheit ungeahnte Erkenntnisse vor.

Inizialow hämmerte auf die Tasten. Auf dem Papier las man: „Die Dämmerung wurde undurchdringlich, als auf einer Wiese eine fliegende Untertasse landete, der drei kleine violette Wesen mit Antennen an den kegelförmigen Köpfen entstiegen..." Ja, das hatte Pfiff! So etwas hat es in der utopischen Literatur noch nicht gegeben!



Worobjew, Moskau

Gerbeth

Aus „Literaturnaja Rossija", übersetzt von Adeline Thomas

Der Mensch ist eine Sonne, seine Sinne sind seine Planeten. Novalis

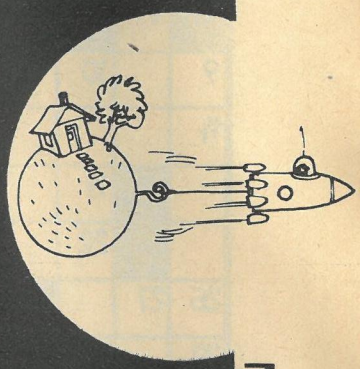
Des Himmels Lampen löschen

Wenn die Sinne der Frau schweigen, verlangt sie den Mann im Mond. K. Kraus

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

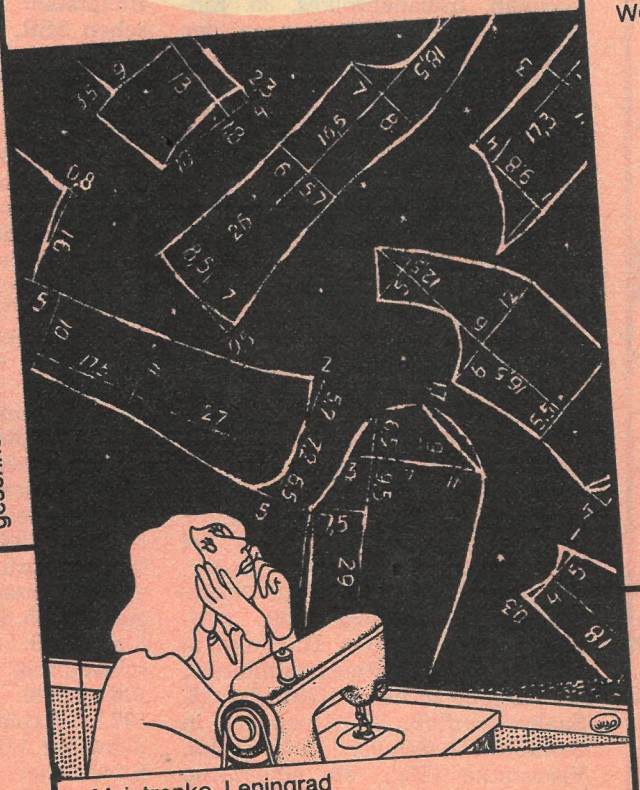
Die Naturwissenschaft bedeutet für uns jenen Hebel des Archimedes, der allein imstande ist, die ganze Welt mit dem Gesicht zur Sonne der Vernunft zu drehen.

Maxim Gorki



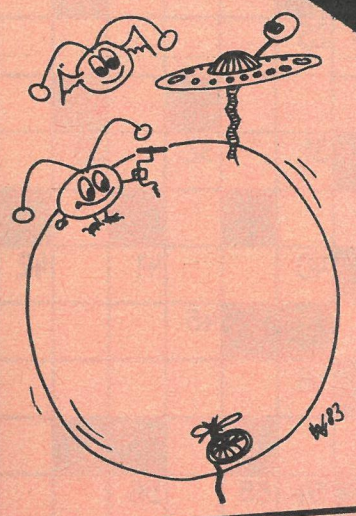
Karl-Heinz, der Große Weltraumpflegeschneck von Steger

Die Astronomen entdecken täglich neue Gebiete ihrer Unwissenheit.

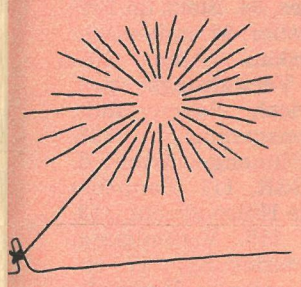


Maistrenko, Leningrad

Weiß



„Wir entnehmen erst mal eine Bodenprobe!"



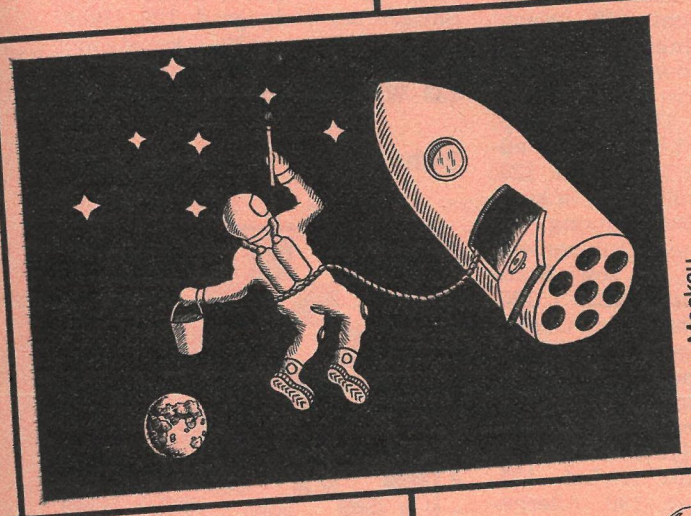
Fuglewicz, Wroclaw

Könnte ich doch dem Mond einen Stiel geben – was für einen Fächer hätte ich dann!

japanisch

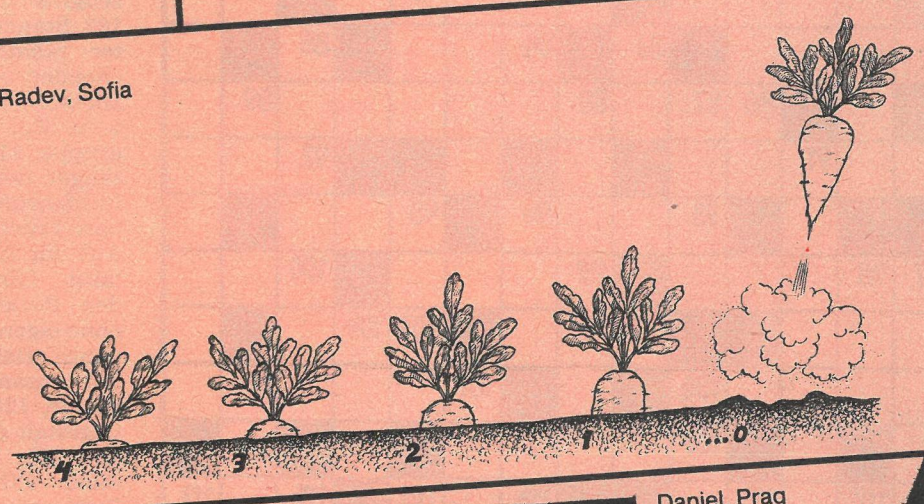
Tesler

Mancher lebt so, als hätte er einen Dietrich zum Tor in den Himmel. J. Tarassow

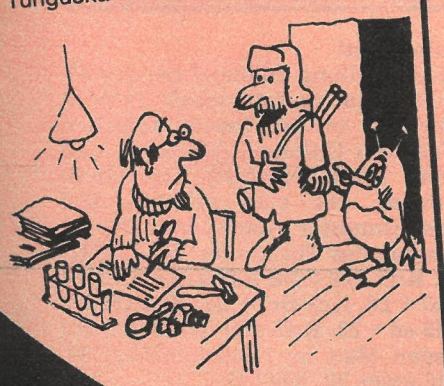


Dmitrijew, Moskau

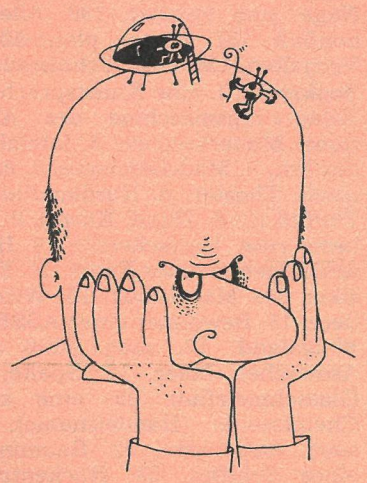
Radev, Sofia



„Soeben habe ich das Geheimnis des Tunguska-Meteoriten entdeckt!"



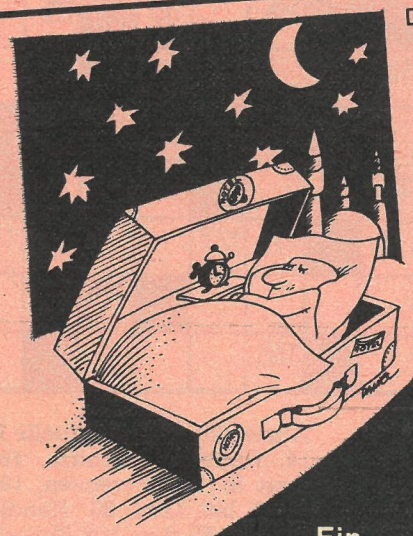
Tesler, Moskau



Nekrassow, Moskau

Die Ameise hält das Glühwürmchen für ein großes Licht.

Daniel, Prag



Ein Menschenleib gleicht Himmel und Erde im kleinen.

chinesisch

Ein Mann aus Lehm ist besser als eine Frau aus Mondschein.

arabisch

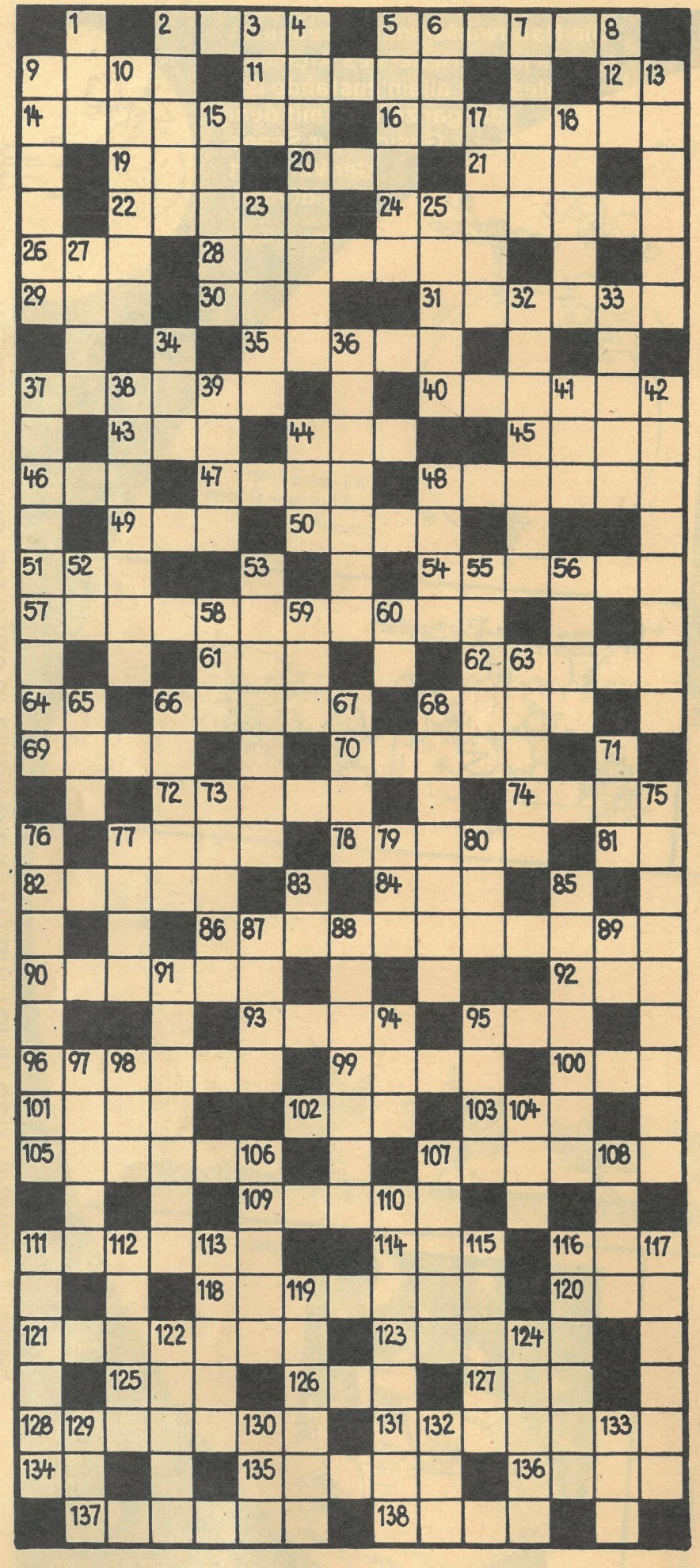
Der Mond ist nützlicher als die Sonne, denn sie scheint am Tag, wenn es ohnehin hell ist, der Mond aber in der Nacht.

Kosma Prutkow

mit dem letzten Dichter aus. Platen

Der Mond – der Mond, die beste aller Lampen. Saint-Exupéry

★ RÄTSEL

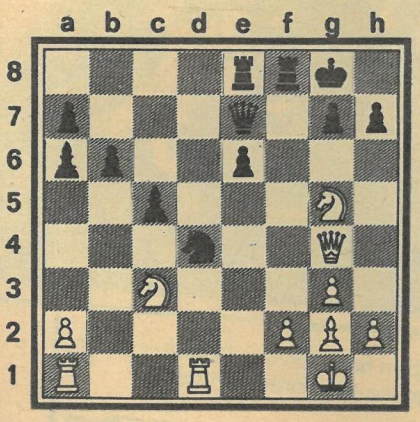


Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Sanddünenwüste, 5. Schaukelreck, 9. Fuldanebenfluß, 11. eingedickter Fruchtsaft, 12. Kurzzeichen für Aktuelle Kamera, 14. Kontrollbildschirm, 16. Kleinstaat in den Pyrenäen, 19. Raumschiff bei Lem, 20. Handlung, 21. afrikan. Fluß im NW Togos, 22. eine chem. Verbindung, 24. Apfelsorte, 26. das Universum, 28. Angehörige eines kriegerischen Frauenvolkes der griech. Sagen, 29. Fluß z. Ob-Busen, 30. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 31. Angehöriger eines mexikan. Indianervolkes, 35. Einfälle, 37. tiefster Binnensee der Erde (im südl. Ostsibirien), 40. Doppelfahrrad, 43. schwed. Ort südwestl. von Falun, 44. Wendekommando, 45. USA-Stadt nördl. von San Francisco, 46. mißliche Lage, Bedrängnis, 47. Ritter der Artusrunde, 48. Facharbeiter der Bierproduktion, 49. Nebenfluß der Maas, 50. altgriech. Philosophenschule, 51. japan. Maler des 13. Jh., 54. Atmungsorgane der Fische. 57. Einrichtung z. Aufbewahren von Schriftgut aller Art, 61. Stadt in Oberitalien, 62. Schadenfeuer, 64. französ. Artikel, 66. ringförmiges Blumengebinde, 68. altes Papierzählmaß, 69. Mädchenname, 70. türkischer Ort südwestl. von Erzurum, 72. Plattfische, 74. Fährte, 77. Fluß zum Kaspisee (mündet bei Baku), 78. verseilter elektr. Leiter, 81. chem. Zeichen für Tellur, 82. gotisches Spitztürmchen, 84. svw. kleine Insel, 86. sowj. Halbinsel in Fernost, 90. ein Phosphatmineral, 92. Öffnung in einer Nähnadel, 93. Saalenebenfluß, 95. Alpenberg in Graubünden/Schweiz, 96. weibl. Verwandte (Mz.), 99. ägyptische Hafenstadt am Roten Meer, 100. russisch: Mündung, 101. Titelgestalt bei Erich Kästner, 102. französisch: Sommer, 103. Abk. für Erzeugnis- u. Leistungsnomenklatur, 105. Standbild auf Marktplätzen alter Städte, 107. Rechtsschutzsuchender vor Gericht, 109. griech. Dichter und Sänger (um 600 v. u. Z.), 111. indoeurop. Völkergruppe, 114. Opern- und Konzertsänger der DDR, 116. nordeurop. Luftfahrtgesellschft (Abk.), 118. eßbare Früchte einer Palmenart, 120. Abk. für Trinitroanilin, 121. in kapitalist. Ländern Bezeichnung für den Bezieher eines Einkommens ohne eigene Arbeit, 123. sowj. Komponist (Ballett „Roter Mohn"), 125. Satz zusammengehörender Gegenstände, 126. Papageienart, 127. Titelgestalt (Vorname) bei Strittmatter, 128. Wintersportort im Bez. Suhl, 131. bedeutender Prager Steinmetzmeister (1652–1702), 134. chem. Zeichen für Nickel, 135. Nage- und Pelztier, 136. Allernebenfluß, 137. kluges, planmäßiges Verhalten, 138. engl. Schulstadt.

Senkrecht: 1. eine Kunstsprache, 2. Belagerungsmaschine des Altertums; Mauerbrecher, 3. lateinisch: das Ich, 4. Mädchenname, 5. italienisch: Theater, 6. Nordlandtier, 7. Tierfuß (z. B. Hund, Katze), 8. früherer russ. Herrschertitel, 9. Herrschaftsgebiet eines Emirs, 10. Klassiker des Marxismus, 13. Wüstentiere, 15. Bewohner einer ASSR im Wolgaland, 17. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 18. Spalte, 23. Glasschmelzfluß, 25. eine sowj. Chemieseide (Handelsname), 27. sowj. Automarke, 32. Rauminhalt eines Schiffes, 33. Rückentragekorb, 34. Wolganebenfluß, 36. Oper von Rich. Strauss, 37. Verschlußstreifen, 38. Ränkespiel, 39. das Maul äsender Wildarten, 41. breites arab. Segelschiff, 42. Salattunke, 44. lateinisch: Sache, Ding, 48. Hauptstadt der Aserbaidshanischen SSR, 52. chem. Zeichen für Neon, 53. Hauptstadt des USA-Staates Georgia, 55. Schneeleopard, 56. westeurop. Fluß, 58. Ort südwestl. von Kirowabad/Aserbaidshan, 59. Meeresgöttin der nord. Mythologie, 60. sowj. Flugzeugtyp, 63. Ortsveränderung, 65. Gebirgsweide, 66. Hauptstadt Afghanistans, 67. Ende der Rennstrecke, 68. rübenartiger Kreuzblütler (eßbar), 71. Tapferkeit, 73. sowj. Schwarzmeer-Küstenort nördl. von Batumi, 75. Ausbesserung, Instandsetzung, 76. Straßenbelag, 77. größter Wolganebenfluß, 79. griech. Insel, 80. Fußteil, 83. Fluß bei Omsk, 85. meteorolog. Begriff, 87. die als Gott verehrte Sonnenscheibe im alten Ägypten, 88. sowj. Schriftsteller, gest. 1945 („Peter I."), 89. Abk. für Kulturhaus, 91. Eigenmasse eines Fahrzeuges, 94. Stadt im Erzgebirge, 95. Lasttier, 97. italienisch: Liebe, 98. afrikan. Strom, 104. schwedisch: Verwaltungsbezirk, 106. weibl. griech. Sagengestalt, 107. Explosionsgeräusch, 108. Schwung, 110. Binnengewässer i. d. Karelischen ASSR, 111. Pappebehältnis, 112. eine Hülsenfrucht, 113. Mädchenname, 115. Vereinigung, 116. Arbeitsniederlegung, 117. ein Edelstein, 119. staatl. Verkaufsstelle für Tabakwaren, Zeitungen u. Briefmarken in Österreich, 122. Fluß im Kaukasusvorland, 124. Salzsee bei Wolgograd, 129. Nachrichteneinheit, 130. kunstvoller Gürtel zum Kimono, 132. Sorte, 133. Wartanebenfluß.

Schach



Fulminant!
Diese Stellung entstand bei der 34. DDR-Schachmeisterschaft 1985 in Jüterbog in der Partie zwischen Wolfgang Uhlmann (Dresden) und Peter Enders (Erfurt). Der Großmeister, der zum zehnten Mal Landesmeister wurde, brachte ein fulminantes Turmopfer: **22. ...T:f2! 23. K:f2 Sc2+ 24. Kf3 Tf8+ 25. Ke4 Db7+ 26. Ke5 Dc7+ 27. Ke4 Tf5 28. Td5 ed+ 29. K:f5 g6+ Weiß gab auf** wegen Matt im nächsten Zug: 30. Kf6 (oder 30. Ke6) De7.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

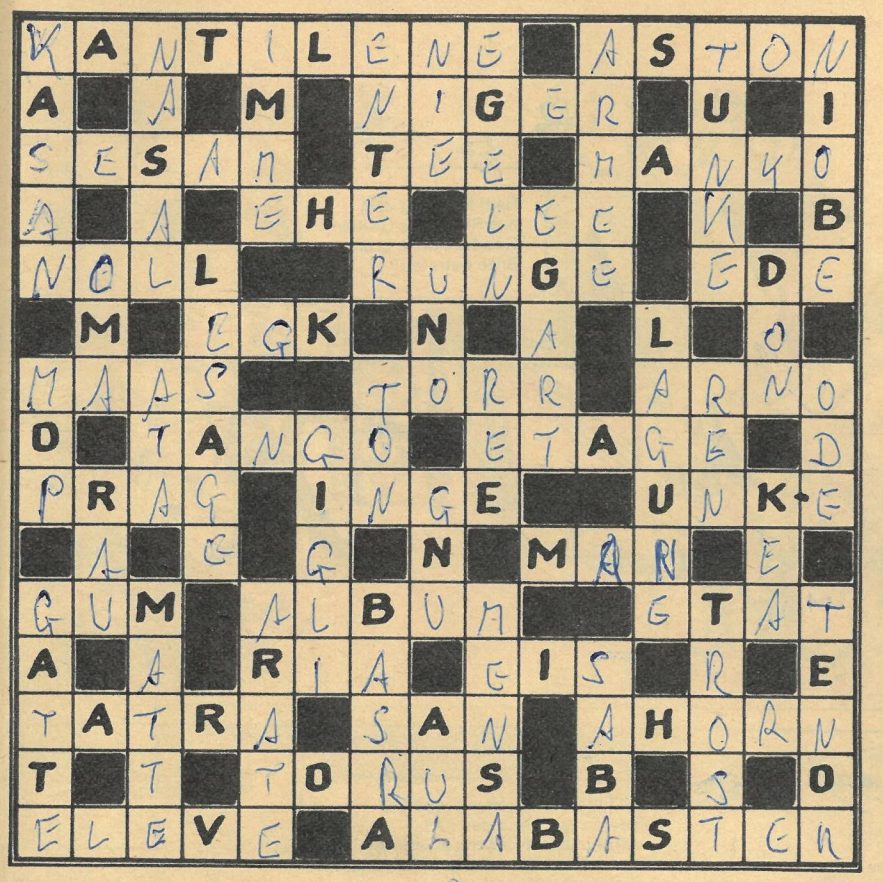
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

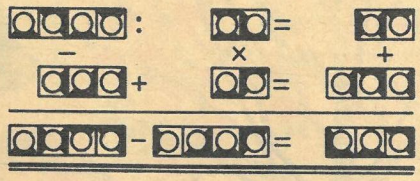


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Laubbaum, 2. durchscheinende Gipsart, 3. Sammelbuch, 4. mongol. Viehzüchter, 5. Streitmacht, 6. mittelitalien. Fluß, 7. engl. Physiker (gest. 1945), 8. ein Scheuerpulver, 9. Siedlung sowj. Turkvölker, 10. irakische Hafenstadt, 11. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 12. Titelgestalt bei Alex Wedding, 13. Grasland, 14. Stadt a. d. Bode, 15. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 16. Lebensbund, 17. Gefrorenes, 18. Schüler, Zögling, 19. einjähriges Fohlen, 20. Stockwerk, 21. Haushaltsplan, 22. Ehemann, 23. italien. Opernsänger (gest. 1957), 24. gehörnte Antilope, 25. Moskauer Kaufhaus, 26. Biene, 27. Mädchenname, 28. gesangsartig geführte Tonfolge, 29. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 30. ein Nestorpapagei, 31. durch Strandwall abgeschnittener flacher Meeresteil, 32. Windschatten, 33. französ. Schriftsteller (gest. 1747), 34. westeurop. Fluß, 35. engl. Insel, 36. Fehlbetrag, 37. Turnunterlage, 38. Studentenmittagstisch, 39. Fransenbesen, 40. Nasenlaut, 41. strikte Verneinung, 42. westafrikan. Strom, 43. weibl. griech. Sagengestalt, 44. Autor des Romans „Die Abenteuer des Werner Holt", 45. feierl. Gedicht, 46. Großmutter, 47. europ. Hauptstadt, 48. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 49. Wendekommando, 50. Nordlandtier, 51. Mädchenname, 52. deutscher Maler (1777–1810), 53. im Altertum Land in Südarabien, 54. Wislanebenfluß, 55. Zauberberg im Märchen, 56. Gesellschaftstanz, 57. höchster Teil der Karpaten, 58. Aufgußgetränk, 59. männl. Stimmlage, 60. Erdart, 61. nach Torricelli benannte Maßeinheit des Drucks, 62. i. d. Mathematik: Kreisringfläche, 63. Zuspruch, 64. svw. Soße, 65. Froschlurch, 66. Weltorganisation (Abk.).

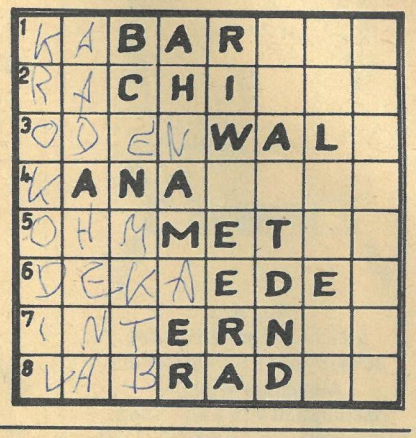
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

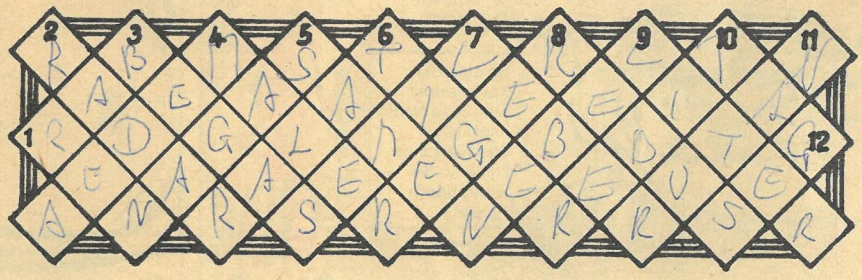
Waagerecht: 1. Kleinkunstbühne, 2. englische Krankheit, 3. Mittelgebirge in der BRD, 4. Sportboot mit Stechpaddeln, 5. elektr. Gerät für Widerstandsmessungen, 6. ein von zehn regelmäßigen Vielecken begrenzter Körper, 7. Schülerwohnheim, 8. Halbinsel im NO Kanadas. Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen einer politisch-satirischen Zeitschrift der UdSSR.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Nordlandtier, 2. Funkmeßverfahren, 3. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 4. Handwerker- und Künstlerberuf, 5. Saatgut, 6. große Raubkatze, 7. inneres Organ, 8. Bilderrätsel, 9. Hohlmaß, 10. Abschnitt der Woche.

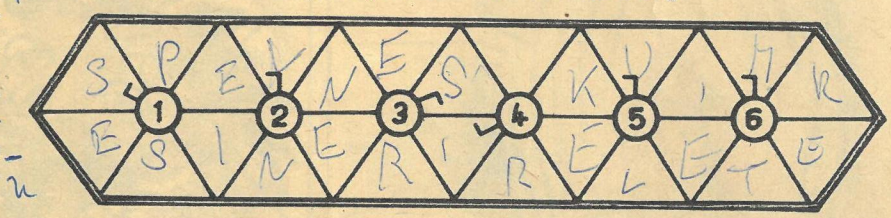
Von der Zahl nach links unten: 3. Trinkstube, 4. in der griech. Sage: Königstochter mit Zauberkräften, 5. französ. Schriftstellerin der Gegenwart, 6. Amtstracht, 7. mathemat. Grenzwert, 8. deutscher Komponist (gest. 1916), 9. Bewegungsform der Materie, 10. mittelitalien. Fluß, 11. Wesensart, 12. Tonartbezeichnung.



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:
1. Nahrung, 2. Gewebe aus Naturfasern, 3. griech. Göttin, 4. Spezialschiff, 5. ein Karpfenfisch, 6. Wohnungsinhaber.

Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben die Bezeichnung für eine Vollsitzung, Vollversammlung.



Auflösungen aus Heft 22/1985

Kreuzgitter: Waagerecht: Nekrassow (32), Lima (27), Emmi (8), Nepal (34), rar (36), Egart (6), Ero (12), Soda (45), Erker (10), Wette (55), Habe (18), Trage (50), Eile (7), Resita (40), Leiter (24), Erek (9), reell (37), Takt (47), Leser (25), Altai (2), Ware (52), Ern (11), Beleg (5), Sir (44), Kollo (22), Gera (16), Toga (49), Makarenko (28).
Senkrecht: Nenner (33), Kapok (19), Aller (1), Serow (41), Werst (54), Liga (26), Mark (29), Medea (30), Othello (35), Eroika (13), Etagere (14), Meit (31), Gier (17), Starter (46), Beitel (4), Ger (15), Lee (23), Reim (38), Sete (43), Klage (21), Kimono (20), Sesam (42), Rerik (39), Anker (3), Talon (48), Veto (51), Wega (53).
Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Run, 2. Pamir, 3. Rasen, 4. Nadel, 5. Rabat, 6. Hegel, 7. Leber, 8. Regen, 9. Diner, 10. Sir.
Von der Zahl nach links: 3. rar, 4. Namur, 5. Rasin, 6. Hader, 7. Leben, 8. Regal, 9. Debet, 10. Sigel, 11. Einer, 12. Ren.

Magisches Quadrat: 1. Sigel, 2. Inari, 3. Garbe, 4. Erben, 5. Lienz.
Silbenrätsel: 1. Venus, 2. Elegie, 3. Roßtrappe, 4. Ziegel, 5. Emil, 6. Iller, 7. Hochzeit, 8. Eisiben, 9. Nautik, 10. Bizet, 11. Enter, 12. Differenz, 13. Egart, 14. Uschakow, 15. Tessin, 16. Erde, 17. Tanker, 18. Neuralgie, 19. Irene, 20. Charité, 21. Tafel. – „Verzeihen bedeutet nicht, Freundschaft zu schließen."
Wörterband. Von außen nach innen: Trugnatter, Isar, Amateur, Traber, Esino, Ironie, Bruder, Irene, Brei, Bonmot, Atem.
Von innen nach außen: Met, Atom, Nobi, Erbe, Ner, Ire, Dur, Bein, Orion, Isère, Bart, Rue, Tamara, Siret, TAN – Gurt.
Raten und Rechnen:

3920	–	2976	=	944
+		:		–
784	+	62	=	846
4704	:	48	=	98
–		×		+
1666	+	26	=	1692
3038	–	1248	=	1790

Füllrätsel: 1. Oregon, 2. Breite, 3. Oblate, 4. Raster, 5. Indigo, 6. Ninive. – Oborin.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10) aus Heft 20/1985

Waagerecht: 1. Prag, 5. Polewoi, 10. Batalow, 15. Ararat, 16. Nora, 17. Err, 18. Gier, 19. Sirenen, 22. Uchta, 24. Not, 25. Oleg, 26. Odem, 28. Res, 29. Amorogos, 32. Evi, 33. Raab, 35. Nele, 36. Urda, 37. Ket, 39. Nei, 41. Lenin, 43. non, 45. Reed, 46. Zarge, 48. Elstern, 51. Revue, 53. Bonmot, 56. Rosa, 59. BE, 60. Leonhard, 65. Ai, 66. Nier, 67. Alatau, 69. Regel, 71. Uniform, 75. Peter, 76. Mops, 78. Tat, 80. Maral, 82. Tui, 83. Ehe, 84. Usus, 85. Amin, 86. Sela, 88. Lel, 89. Makrele, 91. ABI, 93. Gast, 95. Aroa, 97. Ise, 99. Selen, 100. Sputnik, 102. Komsomol, 108. Sel, 109. Krai, 110. Raketa, 111. Newa, 112. Eternit, 113. Usbeken, 114. Lanzelot.

Senkrecht: 2. Rai, 3. Are, 4. Garn, 5. Pastete, 6. Oti, 7. Edel, 8. Onega, 9. Ion, 10. Band, 11. Tjumen, 12. Lehren, 13. Orte, 14. Wrasen, 18. Gag, 20. Roine, 21. Neris, 23. Imre, 26. Obers, 27. Eni, 29. Aurora, 30. Odessa, 31. Rad, 34. Ale, 37. Kru, 38. Egel, 40. Elch, 42. NN, 44. Oboe, 46. Zebu, 47. Ave, 49. Tar, 50. Inn, 52. HO, 53. Bier, 54. Mimose, 55. Trosse, 57. Olga, 58. Ate, 61. Elf, 62. Naru, 63. As, 64. Dreh, 65. Age, 68. Knast, 70. Été, 71. Ur, 72. Ile, 73. Otaru, 74. Milan, 75. Pelikan, 76. Mur, 77. Pulkowo, 78. Trasse, 79. Taille, 80. Mignon, 81. Ana, 87. Lapis, 90. Kos, 92. Beet, 94. Sekt, 96. Otte, 98. Ekel, 100. Sau, 101. Ire, 103. Ota, 104. Man, 105. one, 106. Mel, 107. Lat. **Lösungswörter:** Panzerkreuzer Potemkin; Eisenstein.

Es gewannen:

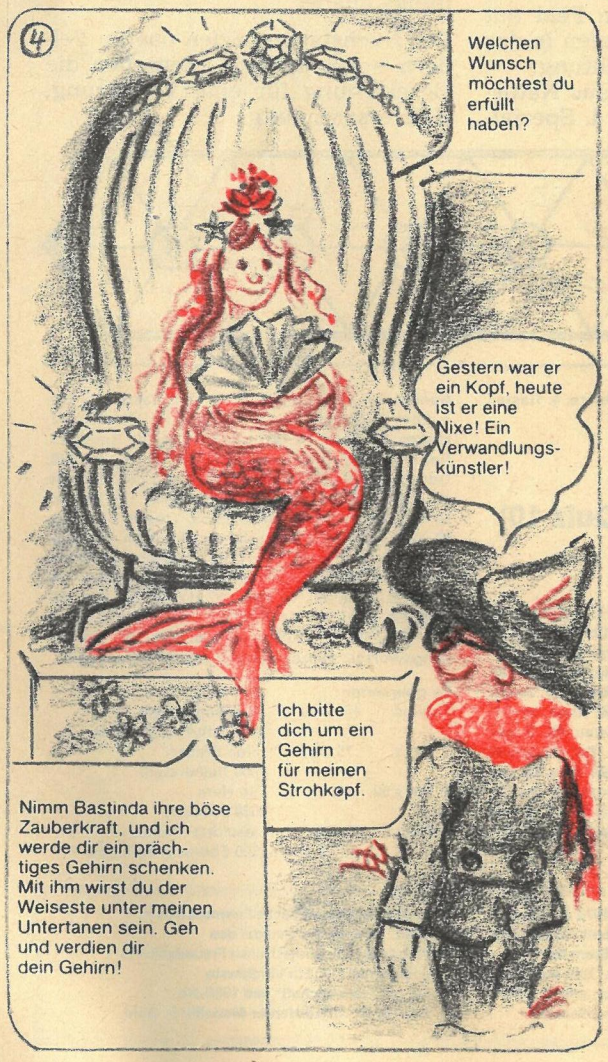
1. Preis	100,– M	Max Bodenstein 5086 Erfurt-Dittelstedt
2. Preis:	75,– M	Hilde Brauer 3600 Halberstadt
3. Preis:	50,– M	Tilo Horn 8028 Dresden
4. Preis:	25,– M	Lieselotte Grunze 1300 Eberswalde-Finow 1

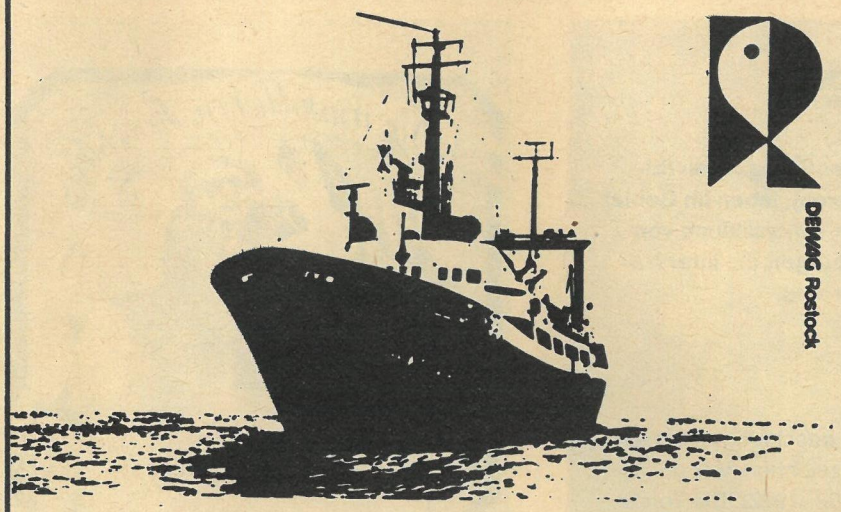
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.





DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 187/III/85

LOTTO
über Ihr Spargirokonto
Ihr Vorteil.

Abbuchungsauftrage in allen Lotto-Toto-Annahmestellen, bei allen Geld- und Kreditinstituten und bei der Deutschen Post

Jede Woche

Tele Lotto

2x

Sonntag- und Mittwoch-Ziehung mit mehrfachen Gewinnchancen -
zusätzlich Autos und Auslandsreisen
dabeisein!

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Für alle, die sich für das Kulturgeschehen in der Sowjetunion interessieren

BUCH UND KUNST IN DER UdSSR

in deutscher Sprache

Herausgeber:
Agentur für Urheberrechte der UdSSR

Das Bulletin stellt reich illustriert mit zahlreichen Fotos und Originalzeichnungen alle Bereiche des geistig-kulturellen Lebens in der Sowjetunion vor. „Buch und Kunst in der UdSSR" informiert über interessante und bedeutende Werke der gesellschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und schöngeistigen Literatur, der Bühnenkunst, der Musik und der bildenden Künste.

Aus dem Inhalt

– Entdeckungen auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik,
– Interviews mit Verfassern bekannter Werke,
– Berichte über Kontakte zwischen Kulturschaffenden verschiedener Länder,
– Informationen über neue Bücher, Kinderbücher, Kinderfilme und Schallplatten,
– Auszüge aus Romanen und Erzählungen,
– Kritiken über Bühnenuraufführungen,
– Artikel über zeitgenössische sowjetische Musik

und

– Beiträge über Kunstausstellungen, neue Kunstbücher und Bildbände.

Einzelverkaufspreis: 6,25 M
Abonnementspreis: 6,25 M für 3 Monate
Erscheint einmal vierteljährlich

DEUTSCHE POST
POSTZEITUNGSVERTRIEB

Die unsterblichen Menschlein und das Wasser des Lebens

Dies geschah in alten Zeiten. Ein junger Jäger ritt auf seinem feurigen Pferd durch die Steppe. Da begegneten ihm ungewöhnliche Menschen. Sie hatten Hufe und Pferdeköpfe. Sie liefen so schnell wie Pferde, und in der Steppe stand ein Dröhnen, als galoppierte eine Pferdeherde dahin.

Der Jäger erschrak. Was soll ich tun, dachte er und ließ sein Pferd galoppieren. Die Menschen mit den Hufen entdeckten den Jäger, lachten lauthals und verfolgten ihn. In den Händen hielten sie eiserne Haken. Der Jäger spornte sein Pferd. Aber die Menschen mit den Hufen waren schneller. Sie kamen näher, gleich würden sie ihn eingeholt haben. Vorne war ein Sumpf. Der Jäger peitschte sein Pferd mit aller Kraft, das Pferd schwang sich hoch und flog über den Sumpf. Die Menschen mit den Hufen aber blieben im Sumpf stecken und kehrten um.

Der Jäger war nun in einem unbekannten Land. Er ritt durch einen Wald, da erblickte er einen gesattelten Hasen. Der Hase trug auch einen Zaum, wie es sich für ein Pferd gehört. Seltsam, wem mag dieser Hase gehören? dachte der Jäger.

Kaum hatte er es gedacht, da sprang ein winziges Menschlein aus der Erde hervor. Es schwang sich auf den Hasen, ruckte die Zügel und sprengte juchzend davon.

Der Jäger war in ein Wunderland geraten, in dem unsterbliche Menschlein lebten. Sie wohnten im Wald unter der Erde und ritten auf Hasen.

Das Menschlein auf dem Hasen bemerkte den Jäger, kehrte um und erzählte ihm von seinem Volk. Der Jäger erfuhr, daß die Menschlein weder Krankheit noch Alter kannten und nicht starben, daß man sie aber töten konnte, und kürzlich habe ein flinker schwarzer Zobel eines der Menschlein angefallen und ihm die Kehle durchgebissen.

„Du bist doch ein guter Jäger, so räche uns denn und töte den schwarzen Zobel."

Der Jäger machte sich auf die Suche nach dem schwarzen Zobel, spürte ihn auf und tötete ihn. Die Menschlein freuten sich und sagten:

„Sei bedankt, jetzt wollen wir dir auch Gutes tun. Kehre zurück nach Hause und erwarte uns in deiner Jurte. Wir kommen bei Vollmond, am fünfzehnten, und wir bringen dir das Wasser des Lebens."

Der Jäger kehrte nach Hause zurück und erzählte von dem Wunderland, in dem die unsterblichen Menschlein lebten, und sie hätten ihm versprochen, bei Vollmond, am fünfzehnten, zu kommen und ihm das Wasser des Lebens zu bringen. Die Frauen hackten Holz und machten sich bereit, die Gäste zu empfangen.

Endlich eines Tages sahen sie Reiter auf grauen Hasen aus dem Wald gesprengt kommen. Die Frauen lachten laut.

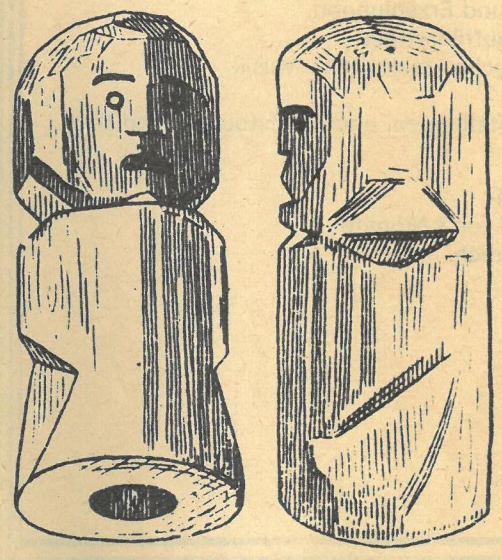
„Schöne Gäste kommen zu uns! Was die für Vieh haben! Wie das Vieh, so das Volk!"

Da ergrimmten die Menschlein.

„So dummen Menschen können wir das Wasser des Lebens nicht geben", sagten sie.

Sie verschütteten das Wasser auf Bäume: auf die Tanne, die Zirbelkiefer, die Kiefer. Dann wandten sie ihre Hasen und verschwanden.

Seither sind Tanne, Zirbelkiefer und Kiefer immergrün. Wenn die Frauen nicht gelacht hätten, wären die Menschen unsterblich geworden.



Hölzerne Götzenfigur, die bei Völkern, die dem Schamanenkult anhingen, Gegenstand der Verehrung war, 18. Jahrhundert

Tofalaren

...früher auch: Tofen oder Karagassen (Eigenbezeichnung: Tubalaren), leben im Gebiet Irkutsk. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 620 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Tofalaren sind.

Der erste, der sich damit beschäftigte, die Märchen der Tofalaren aufzuzeichnen, war der Russe N. F. Katanow (1862–1922). Die Tofalaren gehören zu den ganz wenigen sowjetischen Völkern, die auch heute noch keine eigene Schriftsprache haben. (Ohne Schrift sind zum Beispiel noch die Alëuten, Itelmenen, Saamen, Ishoren, Wepsen, Negidalen, Ultschen, Orotschen, Udehen; die 800 Jukagiren haben ihre eigene Schriftsprache seit 1983.)

Daß im Mittelpunkt unseres Märchens ein Jäger steht, ist kein Wunder; denn bis zur Oktoberrevolution war die Grundlage der tofalarischen Wirtschaft die Jagd und die nomadisierende Rentierzucht. Heute arbeitet die Mehrzahl der Tofalaren in Kolchosen, neuester Erwerbszweig ist die Zucht von Pelztieren – auch von schwarzen Zobeln.

Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts zählte das turksprachige Volk der Tofalaren nur noch fünfundvierzig Menschen. „Von Gott und Zaren verlassen", sagte man über sie. Die Politik des Zarismus, die Ausbeutung durch Kaufleute und Schamanen – Geisterbeschwörer – sowie verheerende Hungersnöte hatten dazu geführt, daß die tofalarischen Taigabewohner an der Grenze des Aussterbens waren.

Innerhalb von nicht einmal sieben Jahrzehnten hat sich die tofalarische Bevölkerung mehr als verzehnfacht. Auch ohne das Lebenswasser der winzigen Menschlein sind die Tofalaren als Volk „unsterblich" geworden.

Von Tanne, Zirbelkiefer und Kiefer ist in unserem Märchen die Rede. Etwa dreitausend Pflanzenarten treten in der Heimat der Tofalaren in wundersamer Nachbarschaft auf: Zirbelkiefer neben Edelweiß, Birke neben Lilie, Berberitze neben Wildknoblauch; bis zu zweieinhalb Meter hohe Gräser wachsen auf den bunten Almenwiesen und spärliche Moose und Flechten auf den hochgelegenen Steinhängen des Sajangebirges. Hier fühlen sich auch zahlreiche Tiere zu Hause: Bär, Isubrahirsch, Elch... Eine Speise ist für die Tofalaren unübertrefflich: Elchlippen mit den anliegenden Knorpeln; dann folgen als beliebteste Gerichte Rentierzunge und Quappenleber.

Wie eh und je ist der Hauptfeind des Hasen der flinke Zobel. Nicht umsonst haben die Tofalaren das Sprichwort: Trau keinem Zobel, wenn du ein Angsthase bist.

Gisela Reller

Siehe Rücktitel

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke.
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.
Recherchen: Michael Bernhagen

Kalmykische ASSR

LESERECHO

Liebe Leser der „Völkerschaftsserie der UdSSR"!
Als wir – zurückgekehrt von unserer Kaukasus-Reise zu den Karatschaiern und Tscherkessen – in die Redaktion kamen, wollten wir unseren Augen nicht trauen: Stapel von Briefen und Riesenstapel von Karten zu unserem Preisausschreiben! Dank allen, die uns schrieben. Wir versprechen Ihnen: Jede Einsendung wird von uns gelesen, jedes Lob freudig zur Kenntnis genommen und über jede Kritik ganz ernsthaft nachgedacht. Ab sofort können Sie damit rechnen, daß Ihnen – auf Ihre gesonderten Briefe und Karten unabhängig zum Preisausschreiben – eine Antwort ins Haus flattert. Der eine oder andere von Ihnen wird aber ein bißchen Geduld haben müssen. Darum bittet

Ihre Gisela Reller

Sehr aufmerksam haben wir den neuen Beitrag innerhalb Eurer Völkerschaftsserie gelesen. Dieser sehr umfangreiche Artikel gab uns einen Einblick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des fleißigen, mongolischsprachigen Volkes der Kalmyken. Wie schön, daß die Kalmyken in der Sowjetunion eine menschenwürdige Heimat fanden.

Familie Baldow, Dresden

Mit besonderem Interesse las ich Ihren Beitrag über die Kalmyken. Ja, Frieden und Glück ward diesem Volke in der Sowjetunion zuteil…

Anna Rau, Leipzig

Die Erlebnisberichte über die sowjetischen Völkerschaften sollten in allen Schulen unserer Republik einzusehen sein, zur Nutzung im Russisch- und Geographie-Unterricht.

Kurt Dittrich, Sebnitz

Mich beeindruckt immer wieder das familiäre Zusammengehörigkeitsgefühl, das zum Glück dieser kleinen Völker so viel beiträgt.

Charlotte Landschreiber, Erfurt

Die Völkerschaftsbeiträge sind nicht nur interessant und lehrreich, sondern tragen ganz wesentlich dazu bei, noch besser zu verstehen, welche großartigen Leistungen nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vollbracht wurden.

Elisabeth May, Parchim

Für eine siebenstündige Dienstreise glaubte ich mich rechtzeitig mit Lesestoff eingedeckt zu haben. Aber welch ein Glück, daß ich am Bahnhofskiosk noch Eure FREIE WELT Nr. 19/85 kaufte. Damit wurde aus meiner Fahrt eine schöne Reise in Freundesland. Ich lernte mit den Kalmyken ein Volk kennen, von dem ich früher kaum den Namen kannte. Mit einem Sprichwort der Kalmyken möchte ich sagen: „Wißbegierde kennt kein Alter!" und mich ganz herzlich für den wissensreichen Beitrag bedanken. Wann kann ich mit Euch die nächste Völkerschafts-Reise ins Freundesland antreten?

Hans-Joachim Richter, Neuhaus

Ich habe mit Freude gelesen, daß Sie die Serie 1986 mit den Karatschaiern und Tscherkessen fortsetzen, wobei ich für meinen Teil fragen möchte: „Erst 1986?"

Ilse Meyer, Treuenbrietzen

1986 setzen wir die Serie „Völkerschaften der UdSSR" mit einem FW-Sonderteil fort. Vorher allerdings erscheinen kleinere Sammelbeiträge über die Abasiner und die Udehen; im Heft 22/85 erschien bereits ein Beitrag über die sowjetischen Zigeuner (auch mit Sprichwörtern, Märchen und Gedicht), und gegenwärtig läuft unsere dritte FW-Märchenserie, diesmal mit Märchen von Völkern, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten leben.

Wie schön die Sprichwörter. Sie sind bei der Völkerschaftsserie inzwischen doch hoffentlich zur Tradition geworden?

A. Amelung, Schwerin

Ja. Wobei es schwierig wird, wenn die Sprichwörter noch nicht in russischer Sprache erschienen sind, wie die der Karatschaier und Tscherkessen. Aber wir hatten Glück, liebenswürdige einheimische Ethnographen übersetzten für Sie, liebe FREIE WELT-Leser, viele dieser Sprichwörter ins Russische.

Als Hobbykoch begrüße ich es, daß jeweils ein typisches Kochrezept mit vorgestellt wird. So werde ich die Böreki bestimmt einmal ausprobieren.

Georg Wenke, Dresden

Bitte, lieber Herr Wenke, schreiben Sie uns, wie Ihnen die Böreki gelungen sind und – wie sie Ihnen gemundet haben.

Können Sie im Preisrätsel nicht noch mehr Begriffe erfragen, die die jeweilige Völkerschaft betreffen? Oder ist das gar zu schwer?

Werner Hoffmann, Eisenhüttenstadt

Dörte Peck, die seit Beginn der Völkerschaftsserie, seit 1975, mit immer gleichbleibender Akribie und Liebe die Kreuzworträtsel erarbeitet, meint dazu: „Es ist wirklich sehr schwer, noch mehr Begriffe einzuarbeiten, als ich es bisher getan habe; denn je mehr Bezeichnungen eingebaut werden müssen, je schwieriger wird es, all die anderen Begriffe ‚drumherum' zu finden. Manche würden dann gar zu weit hergeholt sein. Dennoch, lieber Herr Hoffmann, ich werd's beim nächsten Mal trotzdem versuchen."

Besonders beeindruckt hat mich die sehr gute Verbindung von Text und Fotos. Ich habe den Eindruck, daß die Kollegen Gisela Reller und Detlev Steinberg von der FW sowie Nina Charitonowa von APN ein gutes Kollektiv sind. Stimmt das?

Gerd Walter, Neubrandenburg

Ja! Und wir hoffen, im Interesse der Leser, daß Sie es auch bleiben…

Foto: Detlev Steinberg

Medaillenschau

1

2

3

4

5

6

Zar und Zimmermann

Nach den Entdeckungsreisen des Kolumbus begann der Kampf Europas um die Beherrschung der Meere. Das zaristische Rußland entschloß sich erst unter dem Zaren Peter I., genannt „Peter der Große“ (1672 bis 1725), den Schiffbau voranzutreiben. Der Zar erlernte als junger Mann in den Niederlanden den Beruf eines Zimmermanns. Er wirkte mit beim Bau der Fregatte „Peter und Paul“ für die Holländisch-Ostindische Company. Nach der Einnahme des Zarenthrones legte Peter I. den Grundstein für die Entwicklung einer Seemacht. Dazu wurden Schiffe im Ausland aufgekauft und gleichzeitig der eigene Schiffbau gefördert. Der „Nordische Krieg“, den Rußland an der Seite seiner Verbündeten gegen die Vormachtstellung Schwedens im Ostseeraum führte, zwang den Zaren zum beschleunigten Bau von Kriegsschiffen. Die Seeschlacht bei Hangöudd (1714) brachte der Zarenflotte „als Lohn“ den Sieg über die Schweden. Die zeitgenössische Silbermedaille, Bild 1 und 2, zeigt das Auslaufen der russischen Flotte 1713 nach Finnland. Auf der Vorderseite ist Peter I. in der Pose des Siegers zu besichtigen. Auf der Rückseite wird uns des Zaren Wunsch mitgeteilt: „Hoffend auf Gott wollen wir Heil und Segen erlangen“. 1964 gab der Leningrader Münzhof zum Gedenken an den russischen Seesieg bei Hangöudd (Gangut) eine Bronzemedaille (Bild 3 und 4) mit dem Porträt des Zaren heraus. Die Aufschrift auf der Rückseite lautet: „Es ist unmöglich, den Mut der russischen Krieger zu beschreiben“.

Die Nachfolger Peter I. zeigten wenig Interesse am Ausbau der russischen Flotte. Erst unter Katharina II. gab es ein neues Flottenbauprogramm. Dieser Aufwind trug das Land 1768 in den Russisch-Türkischen Krieg.

1769 verließ eine russische Flotte den Hafen Kronstadt. Sie schlug 1770 die türkische Flotte in der Bucht von Tschesme. Doch erst vier Jahre später kam es zum Friedensvertrag. Er wurde 1774 mit der Herausgabe einer Kupfermedaille gewürdigt (Bild 5 und 6). Wir sehen die Zarin mit gekröntem Haupt. Und lesen auf der Rückseite: „Festigung der Macht durch Klugheit und Stärke“.

Alfred Kasanowski

Saame (früher Lappe) von der Kola-Halbinsel

Sie fragen wir antworten

Heute: Namenforschung

Viele Völker hatten vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution andere Namen. Warum?
Hertha Hertz, Leipzig

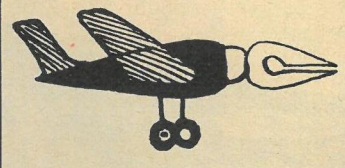
Exakte wissenschaftliche Erklärungen gibt es noch nicht für alle Völkernamen. Die Namen der heutigen Völker haben sich in der Regel auf frühen historischen Entwicklungsstufen herausgebildet, zunächst als Gentil- bzw. Stammesbezeichnungen. Nicht selten entspricht die ethnische Selbstbezeichnung dem Synonym „Mensch“, so z. B. „Mort“ = Mordwinen, „Marras“ = Mari oder „Nenez“ = Nenzen.

Mitunter wird die gleiche ethnische Gemeinschaft von unterschiedlichen Völkern nicht einheitlich benannt. So waren die Ewenken auch als Tungusen, Biraren und Manegren bekannt. Die Esten bei Tacitus „aestni“ in russischen Dokumenten bis zum 18. Jahrhundert als Tschud oder Tschudochi bezeichnet. Die Letten nannten sie Igauni, die Finnen Virolaiset, und die Selbstbezeichnung war maarahvas – Volk unseres Landes. Als Esten bezeichnen sie sich erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die asiatischen Eskimo wurden von den Tschuktschen „Ankaryn“ = Küstenbewohner genannt. Sie selbst bezeichnen sich als „Jugyt“ = Leute. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wird in der Literatur der Begriff asiatische Eskimo verwendet. 1931 wurde in der UdSSR der Name „Juity“ eingeführt, der sich aber nicht durchsetzte. Seit 1938 ist die offizielle Bezeichnung Eskimo.

Die Namen, die einzelne ethnische Gruppen von anderen mit ihnen in Kontakt tretenden Völkern erhielten, ergaben sich in der Regel aus geographischen Bezeichnungen, wie Bergbewohner, am großen Fluß Lebende, Waldleute usw. Vielfach waren es auch bestimmte Eigenheiten in Kultur und Lebensweise (Nahrung, Kleidung, Wohnweise, religiöse Bräuche), die auffielen, nicht mit den eigenen Gewohnheiten übereinstimmten. Anfangs wiesen die Namen lediglich auf Unterschiede zum eigenen Volk hin und beinhalteten kaum einen negativen Aspekt. In der Folgezeit erhielten sie jedoch oft diskriminierende Bedeutung. Syrjänen heißt übersetzt etwa „Die an entlegenen Orten Wohnenden“. So wurden die Komi von den zaristischen Behörden genannt. Sie selbst nannten sich seit alters Komi = Mensch. Da sie nach der Revolution bald schon per Flugzeug erreichbar waren, wollten sie diese Bezeichnung bei Gründung ihrer ASSR nicht auf sich sitzen lassen und entschieden sich für ihre uralte Selbstbezeichnung. Einige Völkerschaften, insbesondere in Sibirien, hatten vor der Oktoberrevolution noch keine einheitliche Selbstbezeichnung, so z. B. die Schoren und Chakassen. Mit der Realisierung der Leninschen Nationalitätenpolitik und der Verwirklichung des Rechts auf Selbstbestimmung konnten alle Nationen und Völkerschaften der UdSSR ihren Eigennamen wählen. In der Regel entschieden sich die Völker für ihre ursprüngliche ethnische Selbstbezeichnung.

Dr. Ingeburg Winkelmann

Wer schreibt uns?



Juri Saizew und Waschefa Ospennikow, Schüler der Klasse 6 b der Schule Nr. 80 aus Tscheljabinsk wünschen Briefwechsel mit gleichaltrigen Schülern. UdSSR, 454 092 Tscheljabinsk, ul. Elskina 92, Kw. 7.

Nadeshda Awdejewa, Studentin der Ingenieur-Ökonomischen Hochschule in Charkow, 22 Jahre alt, Interesse für Musik, Literatur und Tanzen, wünscht Briefwechsel in deutsch. UdSSR, 310 113 Charkow 113, ul. Zelinogradskaja 30, Obschtscheshitije (Wohnheim) 4.

Flugzeuge

So war es richtig in der letzten Folge „Flugzeuge der UdSSR“ (FW 21/85): über 100 Millionen Passagiere. Es gewannen: 150 M Monika Schrickel, Berlin; 100 M Ingeborg Scholze, Dresden; 50 M Johannes Pötsch, Gadewitz.

Preisfrage

Heft 23/85

In welchem Jahr wurde in Nowokusnezk das erste Roheisen produziert?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 25/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 20. November 1985. Auflösung von Heft 20/85: Juri Nikulin. Wir gratulieren Christina Göbel, Halle.

Baikal-Nachlese

Bei allem Wohlwollen – das EKG vom Wasserfloh („Am Brunnen der Welt", 22/85) läßt doch an Münchhausen denken…

E. Möbius, Halle

Keine Flunkerei: Die Daphnie, die beim Experiment zur Zeit noch den baikalspezifischen Winzling Epischura vertritt, befindet sich einzeln in einem Metallschälchen; von dort werden die Impulse des Herzschlags automatisch abgenommen und aufgezeichnet. Ähnlich exakt untersucht man im Institut für ökologische Toxikologie die Lebensfunktionen des Schwarmfisches Omul, unter anderem durch eine Schnellbestimmung der Leberwerte. *Hans Frosch*

Wer buchte für die FW-Reporter – tatsächlich eine beneidenswerte Reise! – die Plätze auf dem Forschungsschiff?

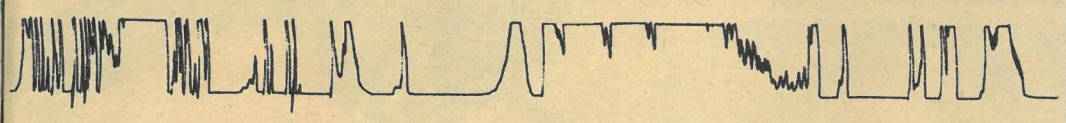
E. Gollberg, Berlin

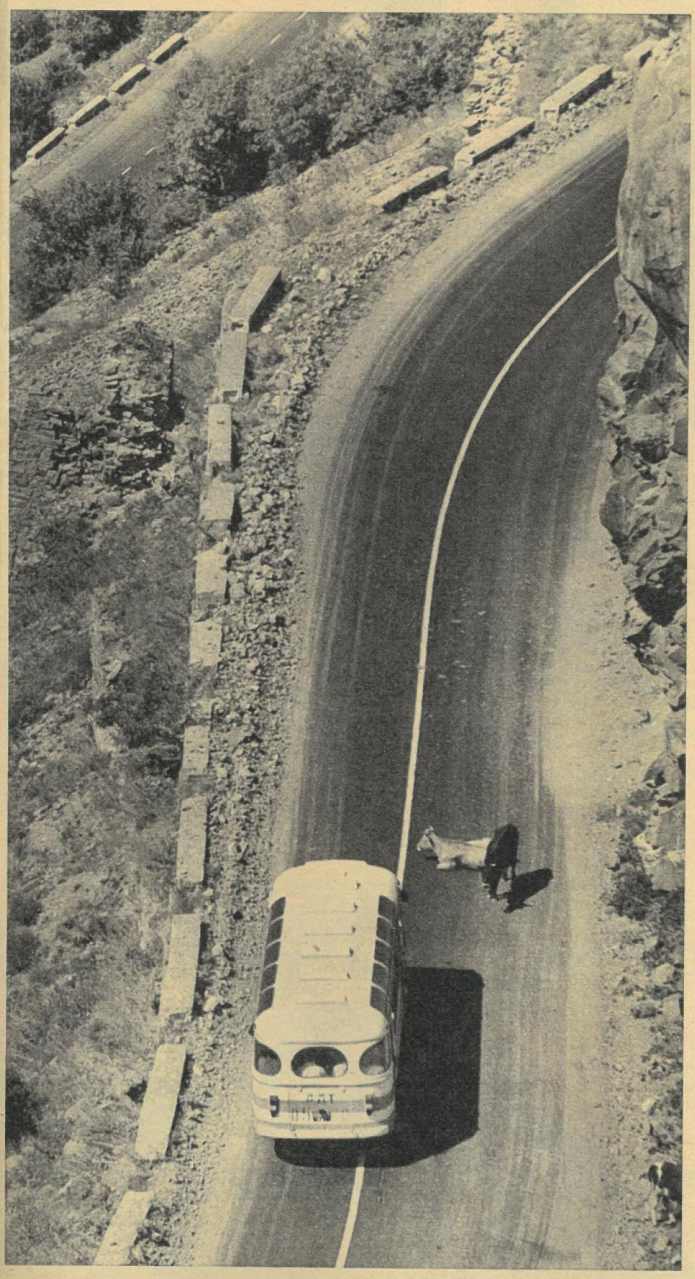
Das waren Kollegen der Nachrichtenagentur TASS, Moskau und Irkutsk, die nicht nur für Tickets und Piroggen, sondern auch für eine Fülle von Hintergrundinformationen sorgten. Nochmals großen Dank. *Die Redaktion*

Die Bären am Baikal scheinen seit jeher eigensinnig gewesen zu sein. In seinem Tagebuch von 1875 beklagt sich der Geograph Iwan D. Tscherski, der den Baikal in einer Schaluppe umruderte, daß ihm an der Westküste, wo jetzt das

neue Naturschutzgebiet entsteht, ganze Rudel schwarzbrauner Bären die Landung am Strand und den Zutritt zu den Tälern verwehrten.

M. Sulzmann, Dresden





Leserfoto

„Heilige Verkehrskühe" auf der Grusinischen Heerstraße fotografierte Wolfgang Viebig aus Dresden.

Liebe Kinder!

Drei Wünsche soll Goodwin, der „Zauberer der Smaragdenstadt", erfüllen. Kennt Ihr auch das Märchen der Gebrüder Grimm, in dem von einem Mann erzählt wird, der einen Fisch fängt und als Dank dafür, daß er ihn ins Wasser zurücksetzt, ständig neue Wünsche erfüllt haben will?

Wie heißt es? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 20. November 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben.

10 Büchergutscheine zu je 10 Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr im Heft 25/85.

Auflösung von Heft 21/85:
Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Es gewannen: Katrin Richter, Peitz; Stefanie Kellner, Loitz; Thurid Schulze, Wilthen; Andy Tetzlaff, Kremmen; Claudia Gawél, Eisenhüttenstadt; Matthias Hänneschen, Finsterwalde; H.-J. Wagner, Dresden; Sandra Däumichen, Berlin; Silvio Heinemann, Delitzsch; Daniel und Carsten Ressel, Hoyerswerda.
Euch allen herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: B. Siegmund; Fotos: A. Kasanowski (6), G. Fischer, W. Martin, Archiv (1), Vignette: Kotsch.

Lichtjahre

Sie schreiben in dem Beitrag „Friedensoffensive an der Seine" (21/85): „Das französische Raumfahrtzentrum Toulouse empfing Signale… von den beiden sowjetischen Sonden, die der Wega entgegenfliegen…" – Es lebe der kleine Unterschied, denn gemeint ist doch das Weltraumprojekt „Vega", in dem zwei Venus-Sonden zum Kometen Halley fliegen, und nicht die Wega. Denn die ist der hellste Stern im Sternbild Lyra. Dieser Fixstern befindet sich 26 Lichtjahre von der Erde entfernt.

Hans Helm, Elsterwerda

Aufgeschnitten

Sehr gut hat mir der Beitrag über das Bolschoitheater (22/85) gefallen. In dieser aufgeschnittenen Form habe ich es noch nie gesehen.

Jutta Wolf, Bautzen

Luftdusche

Ich hatte 1983 während einer Touristenreise das Glück, ins Bolschoitheater gehen zu dürfen. Damals war ich sehr erstaunt, daß auch nach drei Stunden Vorstellung die Luft im Theater noch unverbraucht war. Mit den Informationen über die Luftdusche aus einem artesischen Brunnen habe ich nun die verspätete Erklärung.

Werner Artel, Döbern

Lebensweg

Mit großem Interesse habe ich die Erinnerungen an den Lebensweg von Konrad Wolf gelesen. (FW 19, 20, 21/85). Sehr beeindruckt hat mich Konrad Wolfs Schlichtheit. Sein Wesen, seine Taten als Revolutionär und Künstler berühren mich stark und haben eine unaufdringliche Vorbildwirkung fürs Leben.

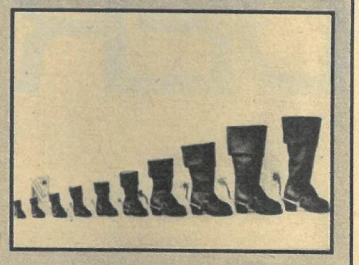
Rolf Zedtler, Meißen

Zwei Monate vor Bauende: Der neue Teil des alten Arbat

Schlußspur

Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als ich in der FW (18/85) Bilder vom neuen Arbat erblickte. Wie diese Straße zwei Monate vorher aussah, habe ich fotografiert.

Walter Martin, Leipzig



Stiefelkollektion

Kleinst-Stulpen

Der größte Stulpenstiefel der Welt (FW 18/85) ist ja schon einige Male in Zeitungen erwähnt worden. Nur wenigen Leuten außerhalb Leisnigs jedoch dürfte bekannt sein, daß im gleichen Museum auch die kleinsten Stulpenstiefel der Welt zur Schau gestellt sind. Schuhmachermeister und Kommissionshändler Gerhard Berthold fertigte aus Liebe zur alten soliden Handwerks-Meisterschaft eine Serie von Mini-Stulpenstiefeln. Die kleinsten haben folgende Maße: 1,7 cm Fußlänge und 3,1 cm Schafthöhe. Technologisch wurde dabei so exakt wie bei der Herstellung eines Maßstiefels vorgegangen. Oft sind die Schaufenster des Bertholdschen Schuhgeschäftes von interessierten Passanten, besonders von Kindern, dicht umlagert. Fotos aus der Geschichte des Riesenstiefels und die präsentierten Ministiefel regen manchen Betrachter an, im Geschäft noch Näheres zu erfahren.

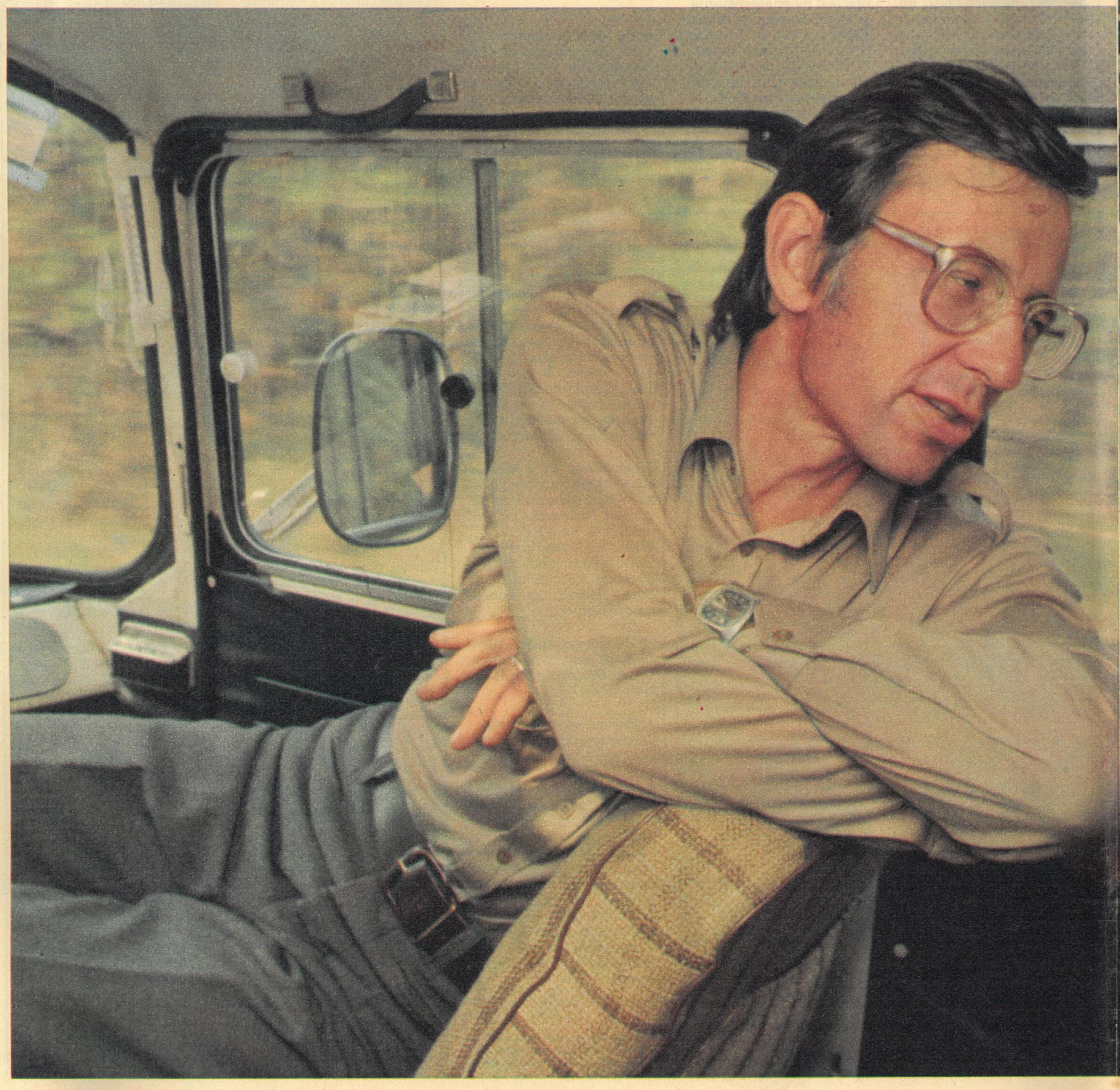
Gerhard Fischer, Leisnig

Solidarität

Ihre Zeitschrift berichtet viel von Freundschaft und Hilfsbereitschaft. Deshalb möchte ich Ihnen von unserer Solidaritätsaktion berichten. Ich bin Klassenleiterin einer 2. Klasse der Max-Saupe-Oberschule Karl-Marx-Stadt. Wir führen monatlich einen Soli-Basar durch, für den jeweils eine Klassenstufe verantwortlich ist. Dieses Mal also „meine" Kinder! Wir dachten uns etwas Besonderes aus und gaben Spielsachen ab, also etwas Persönliches. Dazu gab es noch Gartenerzeugnisse, Bücher, etwas Modeschmuck. Das Ergebnis war einfach toll! Alles wurde verkauft. Der Erlös unserer Unterstufenklasse: 165 M! Ich bin natürlich mächtig stolz auf „meine" Kinder und den Erfolg.

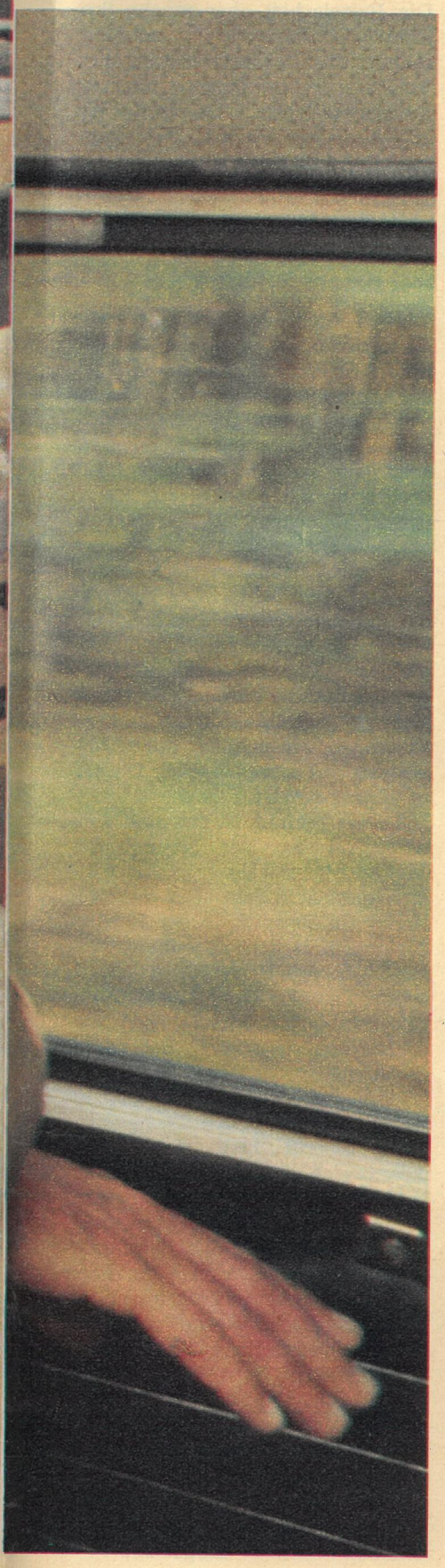
Gisela Arnholz, Karl-Marx-Stadt

EINER, DER ZUHÖREN



KANN!

Wer ihm das erste Mal begegnet, wird ihn schwerlich richtig einschätzen können, nicht einmal vom Alter her. Er wirkt sehr zurückhaltend, aber ebenso drahtig, er redet intensiv, aber mit wenig Gesten, er ist freundlich, jedoch nicht überschwenglich, er lacht selten, doch dann auf-



fallend offen. Ein sachlicher, grüblerischer Typ — er ist aufmerksamer Gesprächspartner und läßt an seinen Gedanken viele teilhaben: Algimantas Vildžiunas, Parteisekretär im Werk für Rechentechnik Vilnius. FREIE WELT begleitete ihn einige Tage durch seinen Betrieb.

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Einer, der zuhören kann

FEIERABEND-OASE – Was gibt es Neues bei „Sigma"? – eine Pionier-Fragestunde im Grünen. Das Prophylaktorium und Erholungsheim des Betriebes wenige Kilometer vor der Stadt. Im 24-Tage-Rhythmus erholen sich hier nach der Schicht „Sigma"-Werker und deren Kinder unter ärztlicher Obhut.

Ein normaler Arbeitstag des Parteisekretärs in einem Vilniuser Werk, in dem Computer entstehen, die auf Knopfdruck in Sekundenschnelle Tausende Rechenoperationen für uns ausführen. Was aber richtet die Partei bei den Arbeitern und Ingenieuren aus, die diese Computer entwerfen und bauen?
Eine der Fragen, die Algimantas Vildžiunas sich und seinen Genossen immer wieder vorlegt.

Heute hat er zum Tag des Parteisekretärs eingeladen. Zwanzig Genossen rund um den Tisch im Beratungszimmer: die APO-Sekretäre – Meister, Entwicklungsingenieur, Buchhalterin, Facharbeiterin, Produktionsdispatcher..., junge und ältere, Erfahrungen mehrerer Generationen. Alle tragen sie das Vertrauen der Kommunisten ihrer Abteilungen, damit aber zugleich auch die Verantwortung dafür, daß bis ins kleinste Arbeitskollektiv des Werkes jener Geist dringt, der schöpferische Aktivität freisetzt. Es geht um Qualifizierung, Neuerertätigkeit, kritische Einschätzung von Erreichtem und Nichterreichtem.
Genosse Vildžiunas: „Mit unseren Rechnern haben wir uns bisher nicht blamiert, doch die neuen Aufgaben setzen schon ab morgen neue Maßstäbe."
Der Sekretär fordert heraus, provoziert, erwartet Widerspruch und hört aufmerksam zu, was seine Mitstreiter zu sagen haben, was sie bewegt. So findet man gemeinsam am schnellsten richtige Antworten.

Das Werk für Rechentechnik ist längst nicht der größte Betrieb in Vilnius, 4500 Arbeiter und Ingenieure zählt seine Mannschaft. Doch sie hat sich einen Namen gemacht mit ihren elektronischen Rechenmaschinen, Kleinrechnern zur Verarbeitung von statistischen Informationen.
„Sigma" ist ein relativ junges Werk, knapp 30 Jahre alt. Zuerst wurden dort Registrierkassen für den Handel gebaut, doch bereits 1960 die ersten Lochkartengeräte zur Datenverarbeitung geliefert. Von da bis heute ein kontinuierlicher Weg. Inzwischen ist man beim Rechnerkomplex SM 1600, einem Bürocomputer, angelangt. Ein Gerät, das seine Vorgänger um vieles übertrifft: weniger Gewicht, kleinere äußere Abmessungen, niedriger Energieverbrauch, um mehr als fünfzehn Prozent billiger in der Herstellung – jedoch mit größerem Informationsvolumen und höherer Leistungsfähigkeit. Seit Jahren gibt es dabei eine enge Partnerschaft mit Robotron, die gemeinsame Entwicklungen und abgestimmte arbeitsteilige Forschungen umfaßt. Dadurch können die „Sigma"-Werker Speichereinheiten und Terminals, von Robotron geliefert, direkt mit ihren Rechnern koppeln.
Doch das Knobeln geht weiter, muß weitergehen. Die Menschen erwarten immer mehr Dienste von ihren elektronischen Gehilfen...

„Damit unsere Arbeit Furchen hinterläßt"

Woher kommt eigentlich der Sekretär Algimantas Vildžiunas, und was befähigt ihn, die Arbeit der 500 Kommunisten dieses Werkes zu leiten und zu koordinieren?
Im schweren Kriegsjahr 1942 in einem Dorf bei Kaunas geboren, hat er seinen Vater nie kennengelernt. Der wurde schon in den ersten Monaten des faschistischen Überfalls an vorderster Front vermißt. „Mutter erzog uns zur Ehrlichkeit, zur Lernbereitschaft und Arbeitslust." Und bei der Mutter hat er wohl auch zum ersten Mal erlebt und gespürt, was es heißt, wenn ein Mensch freiwillig Verantwortung übernimmt: als sie Genossin wurde, eine der ersten in ihrer Kollektivwirtschaft. Ein mutiger Schritt in den unsicheren Nachkriegsjahren in manch litauischem Dorf, wo konterrevolutionäre Banden noch ihr Unwesen trieben und viele Menschen sich scheuten, offen für das Neue einzutreten. Algimantas besuchte nach der Grundschule eine polytechnische Fachschule und begann danach bei „Sigma" seine praktische Lehre. Das war vor mehr als zwanzig Jahren, als das Werk die ersten Ergebnisse in der Rechentechnik vorlegte. Algimantas begann als Arbeiter in der Werkzeugabteilung, war dann Technologe, Büroleiter und mit 27 Jahren bereits Abteilungsleiter. Das Kollektiv umfaßte 350 Mitarbeiter. „Da muß man sich auf viele Charaktere einstellen lernen."
Bald überträgt man dem gewissenhaften jungen Leiter den Bereich Wissenschaftliche Arbeitsorganisation. Und so lernte er von der Pike auf das Werk kennen.
Inzwischen hatte er im Abendstudium die Hochschule absolviert, als Ingenieur für Mechanik. Ihn interessierten besonders sozial-ökonomische Probleme, er begann eine Fernaspirantur am Akademieinstitut für Ökonomie. Doch dann kamen die Genossen und überzeugten ihn, als Parteisekretär zu kandidieren. Das war 1976. Eine schwere Entscheidung. Er war noch nicht vierunddreißig. Schließlich übernahm er den Auftrag, weil man ihm vertraute. Inzwischen ist es das zehnte Jahr. Und die Aspirantur? „Zuerst hatte ich die Illusion, beides zu schaffen. Dann konnte ich nicht mal die Studientage nehmen. Schließlich habe ich mich ergeben; denn ich wollte zumindest eine Sache, die der Partei, gut erledigen."
Mitunter ärgert es ihn noch heute, daß er damals die Kraft nicht für beides aufbrachte; in manchem Gespräch mit Experten, wenn seine Argumente nicht gleich stechen.
Die Parteiarbeit aber mache ihm Freude. Die Partnerschaft mit Menschen, die anderen vorangehen wollen – in der Brigade oder im Forscherkollektiv – ist für ihn ein schöpferischer Prozeß. „Wir müssen die Arbeit nur so anpacken, daß sie auch Furchen hinterläßt."

„Mit dem Rechner muß man anders umgehen als mit einem Bleistift"

Täglich dreht der Sekretär seine Betriebsrunden. Auf die heutige nimmt er uns mit. Wir sehen eines der computergesteuerten Montagebänder, wo komplizierte elektronische Baueinheiten zusammengesetzt werden. Ein Rechner führt praktisch den Frauen die Hand, Schritt für Schritt. Die Montage exakt ausführen müssen allerdings die Frauen. Dennoch ein enormer Gewinn. Wir sehen aber auch in der mechanischen Abteilung althergebrachte Zerspanungstechnik, die den „Sigma"-Werkern einige Kopfschmerzen bereitet, vom Ausstoß, von der Qualität her. Sie soll so schnell wie möglich durch Maschinen mit automatischer Digitalsteuerung ersetzt werden.
Die neue Technik ist das eine. Entscheidend ist, wie schnell der Mensch sich mit ihr anfreundet, sie sich nutzbar macht. Der Sekretär nennt ein Beispiel: In der Reparatur-mechanischen Abteilung, ein Nadelöhr des Betriebes, wurde in letzter Zeit eine Menge neuer Technik installiert, notwendig zur Rationalisierung in vielen Bereichen. Doch die erwarteten Ergebnisse blieben aus, weil die Arbeitsorganisation mit der neuen Technologie nicht Schritt hielt. Der Leiter konnte sich einfach nicht umstellen und wurde dadurch zum Hemmschuh. „Der Leiter muß aber unbedingt progressiv sein, als erster bereit umzulernen. Man kann doch mit der Rechentechnik nicht genauso umgehen, wie mit dem Bleistift." Schließlich empfahl das Parteikomitee der Betriebsleitung, den

COMPUTERGESTEUERTES MONTAGEBAND: Der Rechner gibt die einzelnen Schritte vor; große Arbeitserleichterung für die Frauen und enormer Produktivitätsgewinn.

Leiter von seiner Aufgabe zu entbinden, ihn anders einzusetzen. Ein schwerer Entschluß, denn es ging um einen ehrbaren Mann, der früher gute Arbeit leistete. „Wir müssen noch frühzeitiger die Genossen und alle Kollegen auf die kommenden Anforderungen vorbereiten."

Ganz gleich, welche Abteilung wir besuchen, sofort wird der Sekretär ins Gespräch gezogen. Ein Disput im Bereich der elektronischen Spielautomaten, ein wichtiger Posten der Konsumgüterproduktion.

Algimantas: Seid ihr euch nun über den künftigen Sekretär klar?

Der Meister: Ja, wir bleiben bei unserem Vorschlag.

Algimantas: Und ihr meint, Vytautas bewegt wirklich was?

Der Meister: Ja, er genießt doch Ansehen, arbeitet gut.

Algimantas: Das reicht nicht aus, er muß die ganze Abteilung mobilisieren können, als kritischer und schöpferischer Geist.

Was geben ihm solche Rundgänge?

Vor allem Informationen über die Situation in den Bereichen. Darunter auch Mängelmeldungen – Materialsorgen, Zulieferprobleme, schlechte Temperatur im Arbeitsraum, Herzlosigkeit eines Brigadiers, persönliche Sorgen mit der Wohnung, mit den Kindern in der Schule... Und manchmal reicht er das Problem nicht erst weiter an den Zuständigen, sondern organisiert die Abhilfe sofort selbst. Praktizistisch – ja, aber mit Gewinn für die Kollegen und für sich.

„Im Betrieb gibt es viele Spezialisten: für die Technik, für die Ökonomie, für die Produktionsorganisation, für soziale Fragen. Ich stehe gewissermaßen an der Kreuzung all dieser Probleme. Muß mir immer die Frage vorlegen: Entspricht das, was wir tun, den Interessen der Menschen, verstehen sie es, machen sie mit, nutzt es ihnen, und entsprechen wir damit schon den Forderungen der Partei und des Staates? Sind unsere Maßstäbe anspruchsvoll genug?"

Als vor Jahren der Betriebsdirektor eine Konzeption zur wissenschaftlich-technischen Entwicklung von „Sigma" verabschiedete, ohne sie vorher gründlich mit den Fachleuten zu beraten, so daß sie viele Fragezeichen aufwarf, mußte er sich dafür vorm Parteikomitee, dem er selbst angehört, verantworten. Kollektive Erziehung – ein wichtiges Prinzip.

„Ein Kommunist darf vor allem nicht gleichgültig sein"

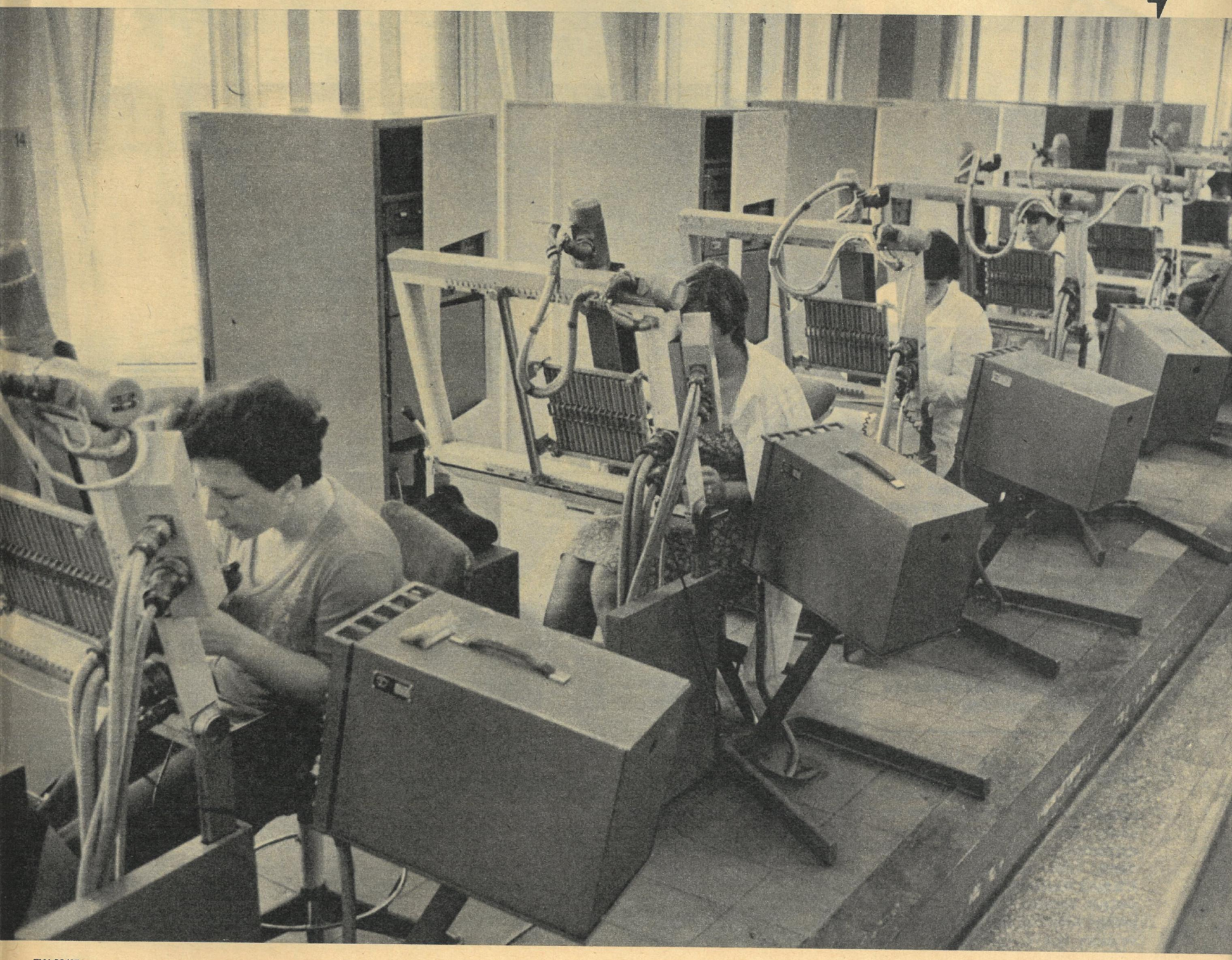
Einen Tag vor unserem Besuch hatten sich die „Sigma"-Werker öffentlich zu Wort gemeldet: mit ihren Überlegungen und Verpflichtungen zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in den Jahren 1986–1990. Ihr Echo auf die jüngsten Beschlüsse des ZK der KPdSU. Sie wollen das Produktionsvolumen auf 178 Prozent gegenüber der vorgegebenen Kontrollziffer von 172,9 Prozent erhöhen.

Sie wollen die Produktivität der künftigen Rechner auf das Zwei- bis Dreifache steigern, ihre Zuverlässigkeit verdoppeln. Und sie wollen die Entwicklungs- und Vorbereitungszeit zur Produktion neuer Arten von Rechentechnik von fünf auf vier Jahre und noch weiter verkürzen.

Gleichzeitig planen sie ein soziales Programm, das von kulturellen Maßnahmen bis zum Wohnungsbau, von verbesserter medizinischer Betreuung bis zur Schaffung neuer Erholungszentren reicht.

Die Wortmeldung trägt die Unterschrift des Partei- und Wirtschaftsaktivs der Produktionsvereinigung „Sigma". Das sind nicht nur die Rechenmaschinenbauer aus dem Vilniuser Hauptbetrieb. Zu „Sigma" gehören fünf Produktionsbetriebe und zwei Projektierungs- und Konstruktionsbüros in verschiedenen litauischen Städten – 12 000 Werktätige insgesamt.

„Sigma", ein Werk, in dem die Jugend zu Hause ist. Die moderne Produktion zieht sie an. „Sigma"



Einer, der zuhören kann

hat sich mit der Sektion Angewandte Mathematik verbunden, wo jetzt, vertraglich geregelt, Nachwuchswissenschaftler für die Produktionsvereinigung ausgebildet werden. Algimantas' Sohn aus erster Ehe hat dort gerade das Studium aufgenommen, nach hartem Wettbewerb bei der Aufnahmeprüfung. „Ein exzellenter Rechner, er wird mal ein besserer Spezialist als sein Vater."

Im Werk hat die Parteiorganisation klare Vorstellungen, wie sie die jungen Leute zu nehmen hat.

„Unsere Aufgabe ist es, sie an mehr Verantwortung heranzuführen, als

FAMILIENAUSFLUG: Entweder mit Frau und Tochter Dagni hinaus in die Natur oder zum modernen Sportkomplex am Neris-Ufer von Vilnius.

PRÄZISION GEFORDERT: „Das Detail entscheidet oft über den Erfolg!" Eine gut handtellergroße Magnetspeicherplatte nimmt die Informationen vom Umfang eines Bandes der sowjetischen Enzyklopädie auf. Ihre Herstellung stellt besonders hohe Ansprüche an das Material und den Verarbeitungsprozeß.

---

nur für das eigene Arbeitsergebnis, für die eigene Familie geradezustehen." Im Gespräch mit den Komsomolzen zitiert der Sekretär öfter die letzten Worte eines der vier Kommunarden, die im Dezember 1926 durch Litauens nationalistischen Diktator Smetona in Kaunas hingemetzelt wurden, die aber bis zum letzten Atemzug die Sache der Revolution nicht preisgaben. Die

Worte Karolis Poželas – ein Vermächtnis für heute: „Genossen! Ich habe gearbeitet, soviel ich konnte, und sterbe jetzt für unsere gemeinsame Sache. Ich wünsche euch, daß ihr arbeitet, arbeitet und kämpft – bis zum Sieg."

Algimantas erinnert sich, wie es war, als er in die Partei kam – 1970. Vorangegangen war für ihn eine aktive Komsomolzeit, vor allem als Redakteur der Betriebswandzeitung „Projektor", bekannt wegen der schlagkräftigen Argumente und der scharfen Zunge Mängeln gegenüber. Oft wandten sich die Komsomolzen an die Partei. Und die Genossen halfen, setzten sich mit Schluderern und Bürokratismus auseinander. Bei Algimantas reifte der Entschluß, selbst zur Partei zu gehören. Die Mutter ist sein Vorbild. „Wer in die Partei eintritt, der übernimmt Verantwortung für das, was im Land vorgeht, der muß für das, was wir wollen, auch eintreten, streiten, kämpfen. Ein Kommunist darf vor allem nicht gleichgültig sein."

Bei „Sigma" sind sich Partei und staatliche Leitung darüber einig: Wenn alle vier bis fünf Jahre das technische Niveau erneuert werden soll, muß sich jeder „Sigma"-Werker an seinem Platz darauf einstellen und dazulernen. In Lehrgängen, vom Betrieb organisiert, an Kursen von Hoch- oder Fachschulen. Eine Notwendigkeit. Damit kein Tempoverlust zur Weltspitze zugelassen wird. Dies allen begreiflich zu machen, ist Aufgabe der Partei. Ein ideologisches Problem. Da müssen auch jene Leiter überzeugt werden, die meinen, man könnte doch die gut laufende Produktion noch einige Jahre so fahren. Das Parteikomitee (17 Genossen aus allen wichtigen Bereichen) und die 150 Parteiaktivisten haben dazu einen klaren Standpunkt. „Wer das Risiko scheut und nur den Weg geht, der geprüft ist, wird hinterhergehen." Spitzenleistungen erreicht nur, wer auch Neues ausprobiert. Solche, wie Brigadier Algidas Osipavičius, Einrichter bei der Montage von Magnetplattenspeichern, einer ihrer Parteiaktivisten. Der 37jährige Elektroniker hat die Metamorphose der Speichergeräte, einer der wichtigsten Teile des Rechners, seit Jahren aktiv miterlebt. Einerseits den Schrumpfprozeß ihres Gewichtes von 200 kg um das Zwanzigfache, andererseits das gewachsene Informationsvolumen von 10 auf 80 Mega-byte. Dahinter verbirgt sich eine unwahrscheinliche Knobelaufgabe. Und einer, der sich mit Haut und Haaren da hineinstürzt, wieder und wieder, manchmal 12 Stunden ohne Pause, wenn er erst eine Spur entdeckt hat, ist Genosse Osipavičius. Im Streit mit dem Konstrukteur, im Dialog mit der Technik. Einer, der jede Neuerung mit als erster beherrscht, weil er selbst ein Neuerer ist. Vorgesehen als Kandidat für den Staatspreis, sagt der Sekretär, hoffentlich klappt es!

VOR DEM ERFAHRUNGSAUSTAUSCH – mit APO-Sekretären. Worauf Algimantas größten Wert legt: „Keine formalen Versammlungen, sondern konkret auf die Arbeit jedes Kommunisten zugeschnitten."

„Sigma – die Summe all unserer Mühen"

Am letzten Tag lädt uns Algimantas Vildžiunas zu einer Fahrt ins Grüne ein – hinaus zu einem Erholungsheim und Prophylaktorium des Betriebes. Ein herrlicher Flekken inmitten von Kiefernwald, am Ufer eines zum Bade ladenden Sees. Die Häuser in moderner litauischer Architektur erbaut, die Dächer spitzgiebelig, tief hinuntergezogen, die Fassaden und Balkone mit Holz eingefaßt. Für medizinische Betreuung und sportlichen Ausgleich ist alles Nötige vorhanden. Eine Feierabendoase. Der Parteisekretär und der BGL-Vorsitzende sind in einer Mission hier. Sie wollen mal sehen, wie der neue junge Chefarzt mit seiner Aufgabe zurechtkommt. Sein Vorgänger hat allerhand Probleme hinterlassen, stellte sich oft über das Kollektiv. Außerdem hat Algimantas den Pionieren versprochen, für eine Stunde vorbeizuschauen, zu einer Fragestunde im Grünen.

Auf der Rückfahrt in die Stadt erzählt der Sekretär uns etwas über sein Privatleben. Von seiner Sportkarriere, einst immerhin Basketballer der I. Klasse, heute noch gelegentlich aufgestellt in der Betriebsmannschaft. Von seinen Hobbys als Kleingärtner und Angler, vom gelegentlichen Bummel mit Frau und Tochter durch die historische Altstadt mit ihren steinernen Zeugen der Gotik und des Barocks. Ansonsten ist das Familienleben dank „Sigma" knapp genug bemessen. Seine Frau leitet ein Geschäft im Zentrum, hat also auch genügend Verpflichtungen. Die vierjährige Dagni sorgt abends allerdings für die richtige Familienstimmung.

Was motiviert eigentlich Algimantas, sich täglich aufs neue seinem Auftrag zu stellen? „Daß ich in einem solchen Betrieb zu Hause bin, der in der ersten Reihe der Industrie Litauens steht, durch die Leistungen seiner Arbeiter, Ingenieure und Wissenschaftler, durch unsere Parteiarbeit und das Vorbild vieler Genossen. Das spornt an, das vertreibt auch gelegentliche Zweifel an den eigenen Möglichkeiten."

★

Die Rechenmaschinenbauer aus Vilnius haben als Markenzeichen den griechischen Buchstaben „Sigma" gewählt, der für S steht, der jedoch zugleich als mathematisches Zeichen für Summe gebraucht wird. Der Sekretär: „Für uns heißt Sigma – die Summe all unserer Mühen."

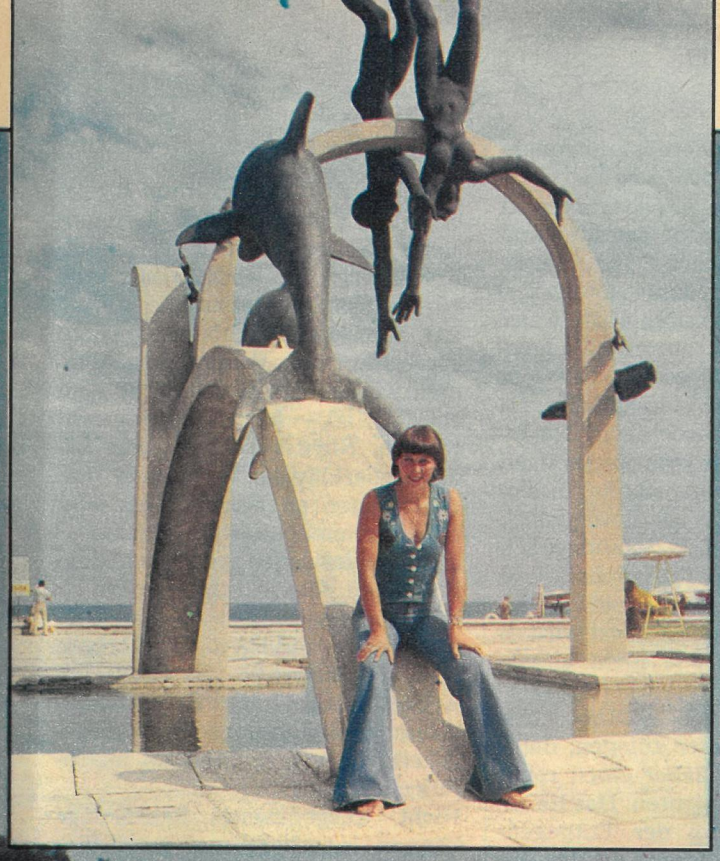
Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN.

FREIE WELT

Tourismus

Es muß ja nicht Pizunda sein, wie wär's denn mit der Wolga? Für echte Entspannung braucht es mehr als einen attraktiven Ferienplatz, das nötige Taschengeld oder ein paar Wochen Urlaub. Der Lebensrhythmus will anders geregelt sein als im Alltag. Tucholsky nannte es: Die Seele baumeln lassen ... Wir nennen Ihnen dafür Reiseziele in der UdSSR.

Neptunfest am Strand von Pizunda



Sommer-Sonne auf Pizunda

Sommer-Sonne

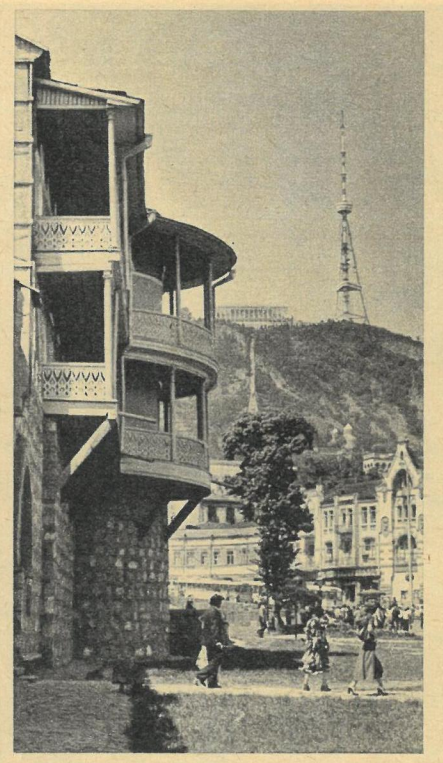
Der letzte Sommer hat es uns gezeigt, wozu er imstande ist: Er präsentierte Hundstage und etliche winterliche. So sind die neuen Angebote des Reisebüros der DDR nicht allein für den Sommer gedacht. Sie reichen vom Frühling bis in den nächsten Dezember hinein. FREIE WELT hat aus dem großen Katalog nur ein paar Kostproben ausgewählt.
Dazu hat uns das Reisebüro einige Ratschläge für Sie, die Leser, mitgegeben. Sie sind vor allem an jene gerichtet, die vielleicht zum ersten Mal in Ihrem Leben die Sowjetunion betreten.

Flug in die Sonne

Die meisten Reisen in die Sowjetunion werden mit dem Flugzeug angetreten. Auf dem Flughafen im Gastland werden für die Paß- und Zollkontrollen und für die Gepäckabfertigung etwa anderthalb Stunden benötigt. Eine weitere Stunde ist vom Flughafen (als Beispiel Moskau) bis ins Stadtzentrum einzukalkulieren. Wird in Moskau die Flugreise fortgesetzt, ist der Weg vom internationalen Flughafen Scheremetjewo zu den entsprechenden Inlandsflughäfen (Wnukowo, Domodedowo) mit vier bis fünf Stunden zu berechnen. Deshalb wird ein Tag für die Anreise und ein Tag für die Abreise vorgesehen. Besonders bei Städtereisen sollte dieser Aufwand von vornherein bedacht werden.
Die meisten Flugreisen (außer Leningrad, Minsk, Tbilissi, Taschkent, Kiew) führen über Moskau. Reisende nach Sotschi, Pizunda oder Jalta werden in der Regel direkt nach Adler oder Simferopol geflogen.
Vergessen Sie nicht, bei Reisen in die Sowjetunion Ihre Uhr der jeweiligen Ortszeit anzupassen. (In Moskau ist die Uhr um zwei Stunden vorzustellen, in Pizunda um drei Stunden!)

Drum prüfe...

Vor Antritt einer jeden Reise sollten sie ihren Personalausweis (oder Paß) prüfen, ob er noch für die Dauer der Reise gültig und ob er unbeschädigt ist. Auch das Paßbild sollte noch mit Ihrem derzeitigen Aussehen (Frisur, Haarfarbe!) übereinstimmen. Änderungen der Personalausweis-Nummer müssen spätestens 20 Tage vor Reiseantritt beim Reisebüro der DDR angegeben werden, damit dies in den Reiseunterlagen berücksichtigt wird. Bei Touristenreisen ist nur der Personalausweis als gültiges Dokument zugelassen. Zu Ihrer Sicherheit können Sie den SV-Ausweis mitnehmen. Alle anderen Dokumente sollten daheim bleiben.
Sollten Sie vor Antritt der Reise geheiratet und Ihren Namen geändert haben, brauchen Sie nicht unbedingt mit verändertem Ausweis zu verreisen. Die Mitnahme der Heiratsurkunde genügt sicherlich dem strengsten Hotelpersonal.



Blick auf die sonnenheißen Straßen von Tbilissi

Diagnose: Reisefieber

Manchen Urlauber befällt bereits Tage vor dem Antritt der Reise eine Unruhe, die sich bis zur Panik steigern kann. Das Reisefieber! Dagegen hilft nur, sich in aller Ruhe auf das zu konzentrieren, was man voraussichtlich bestimmt nicht braucht. Alles andere ist mitzunehmen:
Kleidung für alle Witterungsverhältnisse! Sonnenschutzmittel und warme Wollsachen für kühle Abende. Verschiedene Hotels bieten Bademöglichkeiten auch in der kalten Jahreszeit an, also Badebekleidung nicht vergessen. Die vom Arzt verordneten Medikamente im Handgepäck unterbringen! Nagelschere und -feile (wie alle spitzen oder scharfen Gegenstände) in den Koffer legen, der als Reisegepäck aufgegeben wird. Ins Handgepäck nehmen Sie den Fotoapparat und die Filme. Das Handgepäck sollte nicht zu groß geraten, sonst wird es von der Stewardess nicht akzeptiert!
Sollten Sie sich vor der Reise noch einen neuen Koffer zulegen, dann kaufen Sie sich lieber einen robusten als einen eleganten: Das Reisefieber könnte bei der Entgegennahme Ihres Koffers in soliden Ärger umschlagen! Die riesigen Mengen von Gepäck, die in relativ kurzer Zeit auf internationalen Flughäfen verladen werden müssen, können mitunter Schäden verursachen.
Grundsätzlich ist jeder Schaden dem Beauftragten des Reisebüros der DDR, beziehungsweise dem Verantwortlichen im Hotel, im Restaurant, zu melden. Ein Protokoll ist aufzusetzen, möglichst Zeugen zu gewinnen usw. Schadensverursacher, Geschädigter und Zeugen haben zu unterschreiben. Versuchen Sie, solch ein Geschehen möglichst an Ort und Stelle zu regeln. Vor allem aber – lassen Sie sich nicht den Urlaub verderben!

Das liebe Geld

FREIE WELT hat auf ihren Ratgeberseiten mehrfach über die finanziellen Seiten einer Sowjetunion-Reise berichtet. Deshalb nur eine kurze Zusammenfassung:
Bei der Ausreise können bis zu 300,– Mark pro Person mitgenommen werden. Im Gastland können einmal 100,– Mark umgetauscht werden. Nicht vergessen, dies auf der Zollerklärung vermerken und beglaubigen zu lassen! Wird vom mitgenommenen Geld in Schlafwagen, Speisewagen oder auf dem Flughafen etwas ausgegeben – bitte die Quittungen bis zur Wiedereinreise aufheben. Im übrigen wird vom Reisebüro der DDR eine Erklärung über mitgeführte Gegenstände und Zahlungsmittel ausgegeben, die vor Reiseantritt auszufüllen ist.
Nicht ausgegebene Reisegelder können innerhalb von zwei Wochen zurückgetauscht werden, wenn die Umtauschbescheinigung sorgfältig aufgehoben worden ist.

Wie man sich bettet...

...beschreibt Ihr Reiseleistungsvertrag, den Sie mit dem Reisebüro der DDR abgeschlossen haben. Dort ist auch angegeben, zu welcher Kategorie Ihre Reise gehört:
Von der Kategorie de luxe
sind Ein- und Zweibettzimmer mit Vorraum, eigenem WC, Bad oder Dusche.
Kategorie I
verheißt Zweibettzimmer, verein-

Das neue Erholungsstädtchen Dagomys in Groß-Sotschi

Aus dem Angebot

Reiseziel	Reisenummer	Beförderung	Tage	Zeitraum	Preis
1 STÄDTEKURZREISEN					
Moskau	Nr. 1011-1111	Flug	6	April–Dezember	ca. 1030,– M
Moskau–Susdal–Moskau	Nr. 1011-3111	Flug	8	April–Dezember	ca. 1140,– M
Leningrad	Nr. 1012-2111	Flug	6	April–Dezember	ca. 950,– M
Riga–Leningrad	Nr. 1012-3113	Bahn/Flug	8	April–Dezember	ca. 1005,– M
Kiew	Nr. 1013-3111	Flug	6	April–Dezember	ca. 800,– M
Kiew–Kischinjow–Kiew	Nr. 1013-4111	Flug	8	April–Oktober	ca. 1150,– M
Brest–Minsk	Nr. 1014-1112	Bahn	6	April–November	ca. 660,– M
Moskau–Minsk	Nr. 1014-2113	Flug/Bahn	8	April–Dezember	ca. 1050,– M
Leningrad–Pskow–Moskau	Nr. 1015-6111	Flug	8	April–Dezember	ca. 1295,– M
Vilnius–Leningrad	Nr. 1018-2113	Bahn/Flug	8	April–Dezember	ca. 1000,– M
2 STÄDTEREISEN EUROPÄISCHER TEIL					
Leningrad–Vilnius–Minsk–Kiew	Nr. 1021-1111	Flug	13	April–Dezember	ca. 1650,– M
Riga–Tallinn–Leningrad	Nr. 1021-2113	Bahn/Flug	10	April–Dezember	ca. 1450,– M
Moskau–Nowgorod–Leningrad	Nr. 1021-8111	Flug	11	April–Dezember	ca. 1400,– M
Moskau–Kiew–Leningrad	Nr. 1022-1111	Flug	9	April–Dezember	ca. 1250,– M
Kiew–Rostow–Wolgograd–Leningrad	Nr. 1022-4111	Flug	11	April–November	ca. 1330,– M
Kiew–Lwow–Tschernowzy–Kischinjow–Kiew	Nr. 1023-1111	Flug	10	April–Oktober	ca. 1350,– M
Kiew–Cherson–Saporoshje–Kiew	Nr. 1023-3111	Flug	9	Mai–September	ca. 1400,– M
Moskau–Charkow–Poltawa–Kiew	Nr. 1023-4111	Flug	10	April–Oktober	ca. 1470,– M
Leningrad–Krasnodar–Donezk–Kiew	Nr. 1024-5111	Flug	11	April–Oktober	ca. 1445,– M
Leningrad–Jerewan–Tbilissi–Baku–Kiew	Nr. 1025-1111	Flug	15	April–Dezember	ca. 1750,– M
Moskau–Jerewan–Baku–Tbilissi	Nr. 1025-7111	Flug	12	April–Dezember	ca. 1650,– M
Tbilissi–Sewan–Jerewan–Baku–Leningrad	Nr. 1025-9111	Flug	12	April–Dezember	ca. 1650,– M
Moskau–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Telawi–Jerewan–Kiew	Nr. 1026-1111	Flug	16	Mai–Oktober	ca. 2000,– M
Leningrad–Mineralnyje Wody–Naltschik–Ordshonikidse–Telawi–Tbilissi–Baku–Tbilissi	Nr. 1026-3111	Flug	15	Mai–Oktober	ca. 2000,– M
Moskau–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku–Moskau	Nr. 1026-7111	Flug	16	April–November	ca. 2050,– M
3 STÄDTEREISEN ASIATISCHER TEIL					
Moskau–Taschkent–Tschimkent–Dshambul–Alma-Ata–Moskau	Nr. 1031-1111	Flug	14	April–November	ca. 2100,– M
Taschkent–Buchara–Taschkent–Tschimkent–Dshambul–Moskau	Nr. 1031-3111	Flug	16	April–November	ca. 2230,– M
Moskau–Frunse–Alma-Ata–Duschanbe–Taschkent	Nr. 1032-1111	Flug	15	April–Dezember	ca. 2500,– M
Taschkent–Aschchabad–Duschanbe–Alma-Ata–Moskau	Nr. 1032-4111	Flug	15	April–Dezember	ca. 2350,– M
Moskau–Taschkent–Schachrisabs–Samarkand–Duschanbe–Aschchabad–Moskau	Nr. 1032-7111	Flug	14	April–Dezember	ca. 2050,– M
Moskau–Abakan–Nowosibirsk–Irkutsk–Bratsk–Moskau	Nr. 1035-1111	Flug	14	Mai–August	ca. 2470,– M
Moskau–Chabarowsk–Irkutsk–Bratsk–Moskau	Nr. 1035-2111	Flug	15	April–Dezember	ca. 2365,– M
4 ERHOLUNG KÜSTENORTE					
Jalta, Hotel „Jalta“	Nr. 1041-1111	Flug	15	April–Dezember	ca. 1300,– M
Sotschi/Zentrum Hotel „Shemtschushina“	Nr. 1042-1111	Flug	8	April, Nov., Dez.	ca. 1050,– M
Sotschi/Dagomys Hotel „Dagomys“	Nr. 1043-1111	Flug	8	April, Nov., Dez.	ca. 1000,– M
Pizunda, Pensionat „Apsny“	Nr. 1045-1111	Flug	15	Juli–September	ca. 1370,– M
Tallinn, Hotel „Viru“	Nr. 1048-2111	Flug	15	Mai–September	ca. 1530,– M
Baku, Hotel „Aserbaidshan“	Nr. 1049-1111	Flug	15	Juni–September	ca. 1750,– M
5 SCHIFFSREISEN					
Flußschiffsreisen Wolga (stromauf) Route Rostow–Kasan „M. Gorki“	Nr. 1061-2211	Flug	11	Mai, Oktober	ca. 2250,– M
Flußschiffsreisen Wolga (stromab) Route Kasan–Rostow „M. Gorki“	Nr. 1062-2211	Flug	11	Mai, Oktober	ca. 2250,– M
Flußschiffsreisen Dnepr (stromauf) Route Odessa–Kiew „Sowjetskaja Rossija“	Nr. 1063-2211	Flug	10	April, Mai, Sept., Okt.	ca. 1900,– M
Flußschiffsreisen Dnepr (stromab) Route Kiew–Odessa „Wutschetitsch“	Nr. 1064-1211	Flug	10	April, Mai, Sept., Okt.	ca. 1900,– M
Schiffsreisen auf dem Schwarzen Meer Kreuzfahrt „Usbekistan“	Nr. 1065-6221	Flug	13	Juni–September	ca. 2500,– M
Schiffsreisen auf der Ostsee Kreuzfahrt „Maria Jermolowa“	Nr. 1067-1224	Schiff	14	Mai–September	ca. 2200,– M
6 KOMBINIERTE REISEN					
Kislowodsk, Hotel „Kawkas“/Sotschi/Zentrum Hotel „Moskau“	Nr. 1071-2111	Flug	16	Mai–Oktober	ca. 1585,– M

zelt Einbettzimmer, ebenfalls mit eigenem WC, Bad oder Dusche.
Kategorie Tour
bedeutet Zwei- oder Mehrbettzimmer ohne eigene Dusche bzw. Bad, mit der Möglichkeit, auf der Etage zu duschen. In der Kategorie IA stehen mitunter „Kombinationen“ bereit. Das sind Ein- oder Zweibettzimmer, die gemeinsam einen Vorraum und eine Sanitäreinrichtung besitzen.
Der Name der Unterkunft ist nur bei Erholungsreisen in die Sowjetunion benannt. Alle Städte-, Transit- oder Einzelreisenden werden bei der Ankunft im Gastland informiert. Die Kategorien können nicht die territoriale Lage berücksichtigen, die Ausstattung des Hotels und dessen Service.

Fotos: APN, H. J. Boldt, H. P. Gaul, P. Meißner; Redaktion: Dieter Heimlich

Im nächsten Heft:

Lebenslinien
Beginn einer neuen Porträt-Reihe mit der Vorstellung des Meisters Detlev Schwenk aus dem Kombinat Elektro-Apparate-Werke „Friedrich Ebert“.

Foto: D. Christel

Konstantin Simonow
Am 28. November wäre der sowjetische Schriftsteller 70 Jahre alt geworden. Seine Kriegstagebücher und Romane sind im Gedenken an die Toten für die Lebenden geschrieben.

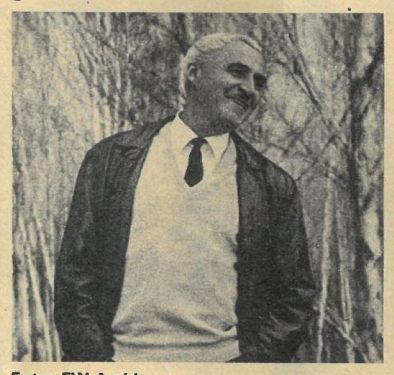


Foto: FW-Archiv

Stimmen aus dem Ozean
Die Weltmeere sind noch voller Geheimnisse. Mit Tiefseesonden und modernen Tauchapparaten erforschen die Ozeanologen die Akustik des Meeres, um seine verborgenen Schätze zu heben.

Erfreuliche Kunde
Mit frischem Lorbeer aus Canberra gekommen, hat Marita Koch (auf unserem Bild bei einem ihrer 16 Weltrekorde) während des Urlaubs eine Hoffnung von Millionen erfüllt: „Ich laufe weiter!“ FREIE WELT besuchte sie jetzt in ihrem Rostocker Zuhause.

Foto: W. Behrendt

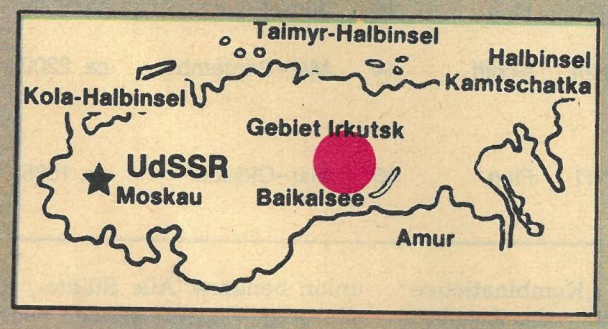
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Illustration: Klaus Müller

März 1986

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						



April 1986

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30				

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Itelmenen, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.